
Österreichisch-Ungarische Revue.
Jahrgang IX.
1894.
1894.
Herausgegeben und redigiert
von
A. Mayer-Wyde.
17. Band, 1. Heft.
Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Wildenmanngasse 6.

Inhalt.

Titelblatt und Inhaltsverzeichnis zum 16. Bande werden dem nächsten (2.) Hefte beigegeben.

Österreichisch-Ungarische Revue.

Monatsschrift für die gesammten Culturinteressen der Monarchie, insbesondere für Verwaltung und Justiz, Cultus und Unterricht, Finanz- und Heerwesen, Gesellschaftspolitik und Hygiene, Bodenproduction und Industrie, Handel und Verkehr, Geschichte und Biographie, Länder- und Völkerkunde, Philosophie und Naturwissenschaft, Literatur und Kunst.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** bildet die neue Folge der **Österreichischen Revue** und hat sich gleich ihrem Vorwerke die Aufgabe gestellt, die lebendigen Traditionen der Monarchie fortzupflanzen und über das in seiner Mannigfaltigkeit reiche Culturleben Österreich-Ungarns sowie über die neue Epoche seiner Entwicklung aus unzweifelhaften Quellen Aufschluss zu geben. Unter der Rubrik „Österreichisch-Ungarische Dichterhalle" bietet sie als Beigabe erlesene Proben der heimischen Dichtkunst unserer Tage.

Inhaltsverzeichnis und Probehefte der **Österreichischen Revue**, ferner Inhaltsverzeichnisse der ersten fünf Jahrgänge und Probehefte der **Österreichisch-Ungarischen Revue** sind durch den Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue** zu beziehen.

Abonnements nehmen sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes, desgleichen die k. k. österr. und die k. ungar. Postanstalten, endlich der Verlag der **Österreichisch-Ungarischen Revue**, Wien, XVIII. Wildenmanngasse 6, entgegen.

Die **Österreichisch-Ungarische Revue** erscheint in Monatsheften von durchschnittlich fünf Bogen Groß-Octav. Je sechs Hefte bilden einen Band. Der Pränumerationspreis inclusive Postversendung beträgt für

Österreich-Ungarn:

ganzjährig 9 fl. 60 kr.; halbjährig 4 fl. 80 kr.; vierteljährig 2 fl. 40 kr.

Für die Länder des Weltpostvereines:

ganzjährig 16 **Mark** = 20 **Francs**; halbjährig 8 **Mark** = 10 **Francs**; vierteljährig 4 **Mark** = 5 **Francs**.

Für das übrige Ausland:

ganzjähr. 25 **Francs** = 20 **Schilling**; halbjähr. 13 **Francs** = 10 **Schilling** 4 **Pence**.

Das einzelne Heft kostet für Österreich-Ungarn 1 fl.; für das Ausland **Mark** 2 = 2·50 **Francs**.





Österreichs Forstwesen und seine Entwicklung.

Von

Ludwig Dimitz.

Wien.

Das geistige Leben unserer Zeit pulsiert in den großen Städten, und hier wird hauptsächlich das, was man die öffentliche Meinung nennt, gemünzt. Die Forstwirtschaft aber und die Thätigkeit der Forstwirte vollzieht sich weit außerhalb dieses Forums still und geräuschlos, übertäubt vom hastigen Getriebe des Tages.

Nur wenige Städter, welche Waldbesitzer, Weidmänner, Naturforscher, Touristen oder in ganz besonderem Waldfreunde sind, wissen Genaueres von dem, was „draußen" im Walde geschieht; es wäre denn, dass irgendwelche elementare Katastrophen den Tagesblättern Veranlassung böten, sich einige Zeit eindringlicher mit dem Walde zu beschäftigen.

Wer möchte sich darüber wundern? Städte und Wälder sind Gegensätze in demselben Sinne wie Stadt und Land. Dort herrscht Überfeinerung, hier Ursprünglichkeit; dort überwiegt das Interesse für die große und hohe Politik, hier jenes für die wirtschaftlichen Angelegenheiten des Volkes.

Wir Forsttechniker wissen es darum sehr zu schätzen, wenn das Interesse, welches unserem Fache in neuerer Zeit so vielfältig entgegengebracht wird, uns Gelegenheit verschafft, das große Publicum ab und zu mit dem Stande der Forstwirtschaft und ihren Zeitfragen bekannt zu machen.

Auch wir Forsttechniker bedürfen ja wie jedes Fach in unserem Zeitalter der Fühlung und Verbindung mit dem großen geistigen Leben

insgemein. Auch wir bedürfen jenes starken Rückhaltes, welcher sich jedem Berufe in dieser Fühlung und Verbindung darbietet.

Ich bin darum der sehr geehrten Redaction dieser Blätter für die an mich ergangene Einladung, ihr eine Skizze der Entwicklung des österreichischen Forstwesens zur Verfügung zu stellen, als Fachmann zudanke verpflichtet; denn ich trete damit vor einen Leserkreis, in welchem das Interesse für alle öffentlichen Angelegenheiten des Vaterlandes ein sehr reges ist, wo dasselbe somit auch für den Wald, dessen Bestand und Pflege auf die allgemeine Wohlfahrt so vielfältig Einfluss nimmt, sicher vorausgesetzt werden darf.

Es sei mir da vor allem gestattet, auf einen mit dem Gegenstande zwar nicht eben enger zusammenhangenden, doch für die Entwicklung des Forstwesens bemerkenswerten Umstand hinzuweisen. Die Ideen und Maßnahmen des Waldschutzes als Ausflusses dessen, was man unter dem Worte „Naturschutz“ zusammenfassen kann, die Forstcultur und die forstliche Organisation haben im 19. Jahrhundert von Europa aus die Runde um den Erdball gemacht.

In Asien sind Russen, Japaner, Engländer und Franzosen (in Westsibirien, Japan, Indien und Cochinchina), in Afrika abermals Engländer und Franzosen (in Algier und auf Capland), in Australien — ich nenne sie zum drittenmal — wieder die Engländer rüstig an dem Werke thätig, die Eigenthumsverhältnisse im Walde zu ordnen, der Verwüstung der Wälder zu steuern und einer geordneten Forstwirtschaft die Wege zu ebnen. Die Früchte dieser Culturarbeit reifen namentlich in Indien und Algier, in Russisch-Asien und Japan immer erfreulicher heran.

Nur Amerika, wo der Wälderraub, die Verwüstung und Schändung der Natur am üppigsten wuchern, wo man — namentlich in den Vereinigten Staaten — schon den größten Theil des Naturfundes der Wälder aufgezehrt hat, beschränkt man sich auf das Studium der Waldfrage und die allerdings hochachtenswerte, aber ohnmächtige Thätigkeit eines Forstdepartements in Washington mit einer Dotation von 10.000 Dollars.

Was außerhalb Europas für die Erhaltung und Pflege des Waldes in größerem Stile geschah, erscheint mit wenigen Ausnahmen auf die kurze Spanne Zeit von der Mitte dieses Jahrhunderts bis zur Gegenwart zusammengedrängt: eine Arbeit, der man die bleiche Furcht ansieht vor den Gespenstern, die immer und überall aus der Vernichtung der Wälder emportauchen.

Bei uns war dies ein Entwicklungsprocess von Jahrhunderten. Das deutsche Volk, das schon seinen Göttern im geheiligten Walde gedient, schritt als Pfadfinder in dem großen Werke der Waldpflege und Forstcultur voran, es bildete die Forstwirtschaft aus und hat den größten Antheil an der Begründung und Entwicklung der Forstwissenschaft, welch letztere allerdings erst ein Werk des 19. Jahrhunderts ist.

Dieser Führung sind, wenn sie an der Entwicklung auch theilweise selbständig thätig waren, im großen ganzen alle Culturvölker gefolgt. Der Einfluss Deutschlands, an dessen Culturarbeit wir Österreicher ja mitgewirkt haben, ist also auch der Ausbildung der Forstwirtschaft Österreichs bis zu einem gewissen Grade aufgeprägt.

Von dem Gesammtwaldstande der Erde, welcher auf 2800 Millionen Hektar geschätzt wird, hat Österreich freilich nur den dreihundertsten, von dem Waldstande Europas — etwa 300 Millionen Hektar — nur beiläufig ein Dreißigstel inne (200 Millionen Hektar kommen ja auf das europäische Russland allein): aber welcher Wert ist in diesem verhältnismäßig bescheidenen Waldstande von 9·7 Millionen Hektar aufgespeichert!

Der jährliche durchschnittliche Holzzuwachs, der an Österreichs Waldbeständen erfolgt, wird in der officiellen Statistik auf 30 Millionen Festmeter berechnet, wovon etwa 40% auf Nutzholz, 60% auf Brennholz entfallen. Wir verfügen noch heute in vielen Forsten über namhafte Überschüsse an Altholz, es wird darum thatsächlich weit mehr geschlagen, als dem durchschnittlichen Holzzuwachs entspricht. Es ist durchaus nicht gewagt anzunehmen, dass unsere Holznutzung 40 Millionen Festmeter beträgt, welche, gewonnen und an die ersten Verbrauchsorte oder Exportverladestellen gebracht, einen Wert von 100 Millionen Gulden darstellen.

Berücksichtigt man die vielerlei Nebenproducte des Waldes (Streu- und Grasnutzung, Raff-, Klaub- und Leseholz, Laub und Harz, mineralische Stoffe u. s. w.), so darf der Rohertrag unserer Forste zum mindesten auf 110 Millionen Gulden angeschlagen werden. Den Reinertrag hat der regulierte Cataster auf 20·9 Millionen Gulden, d. h. 13% von dem Reinertrage aller steuerpflichtigen Grundstücke berechnet.

Unser Holzexport, welcher um die Mitte des Jahrhunderts rund 5 Millionen Gulden betrug, ist in den letzten Jahren auf Werte von 50 bis 60 Millionen Gulden gestiegen, und es steht ihm eine Einfuhr im Betrage von nur 2 bis 5 Millionen Gulden gegenüber. An diesem Exporte ist namentlich die österreichische Sägeindustrie sehr namhaft

betheiligt. Wir zählen in den Königreichen und Ländern diesseits der Leitha rund 400 Dampf- und 10.000 Wassersägen mit einem Verbrauche von wenigstens 8 Millionen Festmeter Rohholz.

Wie bedeutend sich die Erträgnisse und Werte großer Waldgüter im laufenden Jahrhunderte unter dem Einflusse der Communicationen und industriellen Unternehmungen gehoben haben, tritt besonders dort mit aller Schärfe hervor, wo die Entwicklung des Straßen- und Eisenbahnwesens zumeist ein Werk der allerneuesten Zeit war. Eine Waldherrschaft in Galizien (rund 146.000 Joch = 84.000 *ha* umfassend) lieferte im Jahre 1830 ein Erträgnis von 3129 fl., im Jahre 1841 ein solches von 8397 fl., beziehungsweise 3·7 und 10·0 kr. pro Hektar. Vor drei Jahren wurde diese Herrschaft um 2 Millionen Gulden verkauft, und sie liefert heute einen Ertrag von 80.000 bis 90.000 fl., etwa 1 fl. pro Hektar, selbstverständlich ohne die seither abgelösten Gerechtsame.

Was die räumliche Vertheilung der Forste Österreichs anbelangt, so haben in Europa nur Bosnien, Serbien, Russland und Schweden ein höheres Waldprocent aufzuweisen. Von der Gesammtoberfläche Österreichs sind 32·6% bewaldet, in den einzelnen Kronländern schwankt jedoch dieses Verhältnis zwischen 25 und 44%.

Jene Mannigfaltigkeit der Verhältnisse, welche unser Vaterland auf allen Gebieten seiner geistigen und materiellen Cultur aufweist, auf welcher in naheliegendem Sinne die Attraction seiner Theile beruht, ist auch seinen Forsten und dem Entwicklungsgange seiner Forstwirtschaft aufgeprägt.

Da haben wir vor allem den weiten Breitenabstand zwischen dem Süden der dalmatinischen Küste und dem böhmischen Erzgebirge oder dem Nordabfalle der Karpathen. Da haben wir die weit voneinander differierenden Höhenkoten des Waldes zwischen unseren Meeresgestaden, wo das immer grüne Laubholz wächst, wo die Goldorangen glühen, und den Grenzen des ewigen Schnees, wo die Zirbe und Krummkiefer zu Füßen des Gletschers den höchsten Wachposten der Baumvegetation behaupten. Da haben wir endlich die Ungleichheit des Culturstandes, unter dem die einzelnen Theile Österreichs dem Ganzen angegliedert worden sind; die Verschiedenheit der Bedingungen, unter denen ihre Bodencultur sich bis zu dieser Angliederung entwickelt hatte; die weit verschiedene Lage der Punkte, unter denen der Einfluss der Staatsverwaltung einzugreifen hatte, um den Waldstand zu erhalten und die Forstwirtschaft zu fördern.

Eine kurze Betrachtung der Verhältnisse in den verschiedenen Gruppen unserer Königreiche und Länder wird dies schärfer hervortreten lassen.

Ich will zuerst die Extreme einander gegenüberstellen: die Nordwestländer (Böhmen, Mähren, Schlesien) und die Nordostländer (Galizien, Bukowina).

Die Nordwestländer mit einem Waldstande von 2,291.223 *ha* sind die besten und ältesten Pflegstätten unserer Forstcultur, sie bergen unsere Schulforste, wenn man die Vorbilder, an denen die forstliche Praxis sich gefestigt hat, so nennen kann. Sie sind der classische Boden der großen Walddomänen, welche die inneren rechtlichen Verhältnisse der Forste schon beizeiten geordnet, die Forstwirtschaft unter dem Einflusse einer günstigen geographischen Lage, einer früheren industriellen Entwicklung und dichteren Besiedlung bis zu ihrer heutigen hohen Stufe gehoben, die ersten Anregungen zur Ausgestaltung des forstlichen Unterrichtes gegeben und sich den wohlbegründeten Ruf der Ebenbürtigkeit gegenüber den forstlich vorgeschrittensten Nachbarstaaten erworben haben.

Hier gibt es nur wenig Forste, wo die Forstwirtschaft nicht auf die sorgfältigste Vermessung des Landes, die genaueste Erhebung der Holzmassen, auf weit ausblickende, das waldbauliche wie das finanzielle Moment berücksichtigende Pläne gegründet wäre. Hier prüft der Forstwirt dem Walde Herz und Nieren, wenn ich so sagen darf; hier beschäftigt er sich nicht mit dem Walde im großen allein, seine Pflege ist nicht selten schon auf das einzelne Bestandesglied, den Baum, und sein individuelles Bedürfnis gerichtet. Hiervon macht nur der Forstbetrieb in den Hochlagen des Böhmerwaldes, des Erz- und Riesengebirges, der Sudeten u. s. w. eine Ausnahme.

Anders in den Nordostländern mit 2,473.023 *ha* Wald. Ich schließe da nur Westgalizien etwa bis zum Dunajec und einzelne Vorlagen der Karpathen aus, wo man vielleicht von einem hundertjährigen Einflusse forstwirtschaftlicher Grundsätze sprechen kann. Im übrigen haben wir hier das riesige Waldgebirge des Nordabfalles der Karpathen vor uns: die extensive Wirtschaft par excellence, meilenweite Gebiete, wo noch keine andere Axt als die des Hirten geklungen hat, wo es noch Urwald im richtigen Sinne des Wortes gibt, wo die Exploitation erst seit wenigen Decennien platzgegriffen hat, wo die Holzindustrie das Pionnierwerk der Cultur verrichtet, wo die elektrisch beleuchtete Dampfsäge neben der niederen, kaum menschenwürdigen Holzhütte des ruthe-

nischen Bauers ein Bild so greller Contraste bietet, wie man ihnen vielleicht nur noch auf überseeischem Boden begegnet.

Eine ganz andere Entwicklung hat die Forstwirtschaft in den Alpenländern (3,311.157 *ha* Wald) genommen. Der früh und reich ausgebildete Bergbau, besonders auf Eisen und Salz, in Verbindung mit der nothwendigen Vorsorge für den großen Holzbedarf dieser Industrie, die scharfe Ausgestaltung des landesfürstlichen Reservatrechtes für den Wald einerseits, die ungemessenste Ausbreitung der Servitutsrechte des Älplers in den Forsten des Landesherrn und der anderen Dominien andererseits haben hier den Verhältnissen die Signatur gegeben. Das Gros der Wälder war dem Bergbau dienstbar. Und dies hat sein Gutes und Übles im Gefolge geführt. Die Schwierigkeit, die großen Massen des Kohl- und Flammholzes aus den entlegenen Gebirgen zu den Werken zu schaffen, hat schon vor Jahrhunderten zu ingeniösen Einrichtungen für den Holztransport geleitet; die Triftbauten unserer Alpen sind wahre Meisterwerke der forstlichen Wasserbautechnik, mustergiltig noch heute, besucht von Studienreisenden aus aller Herren Ländern. Das Übel lag in der Permanenz der kleinen und großen Waldfehden zwischen dem Herrn des Großwaldes und dem Bauer. Wie ein grüner Faden zieht sich durch die Geschichte der Alpenländer aus der Zeit der Bauernkriege her bis zur erlösenden That der Grundentlastung und der Ablösung und Regulierung der Waldservitute der Kampf um den Wald.

Der Wald hatte darunter schwer gelitten, aber ruhig und geräuschlos hat die österreichische Verwaltung hier Knoten um Knoten gelöst und einen Kampfzustand beseitigt, wie die Engländer mit einem ähnlichen nun und nimmer fertig zu werden scheinen.

Heute ist die Forstwirtschaft in den Alpenländern in ruhiger und — im großen ganzen — gedeihlicher Entwicklung begriffen.

In den Donauländern (Ober- und Niederösterreich) beträgt der Waldstand 1,086.537 *ha*. Soweit dieses Gebiet Antheil an den Alpen hat, laufen seine Verhältnisse mit denjenigen, die ich soeben angedeutet, parallel. Im übrigen dürfen sie dem vorgeschrittenen Stande der Forstwirtschaft in Böhmen, Mähren und Schlesien an die Seite gestellt werden. Hier sind der Wienerwald und das Salzkammergut zwei alte Pflegstätten der Forstcultur.

Der Wienerwald hatte schon im 12. Jahrhundert seine Oberstjäger- und Forstmeister, ward im 16. und 17. Jahrhundert beritten, ausgemarkt und geschätzt, besiedelt und mit Triftanstalten versehen. Man

hat ihn stets als ein Kleinod der wachsenden Kaiserstadt gehütet. Aber während Kaiserin Maria Theresia ihm noch vornehmlich die Aufgabe zuwies, die Kaiserstadt, den Hof und die Dikasterien mit Brennholz zu versehen, hat die neuere Zeit den Wienerwald als ein Element der großstädtischen Salubrität, als einen Quell der Geistes- und Körpererfrischung der Bevölkerung Wiens bezeichnet.

Und nun, ehe ich mich nach dem Süden verfüge, noch ein Wort über das Salzkammergut. Dort lebte im 16. Jahrhundert ein schlichter Holzmeister, Thomas Seeauer mit Namen. Der hatte die Hallstätter Seeklause, den berühmten Traunfall-Canal erbaut, die Moldau von Budweis bis Prag schiffbar gemacht. Der Kaiser adelte ihn 1592, er ward der Ahn der Grafen v. Seeau und hat einen dauernden Platz in der österreichischen Forstgeschichte als einer, der sich aus dem Waldgewerbe heraus bis zu den kühnsten Aufgaben der Wasserbautechnik erhob.

Mit den forstlichen Geschicken unserer Küstenländer ist die Geschichte eines Wortes verknüpft, das heute gleichbedeutend geworden mit einer entwaldeten, felsigen Öde: des Wortes Karst. Hier sind 615.455 *ha* Wald verzeichnet, aber das ist zum größten Theile nur Waldboden mit Buschholz und kümmerlichem Holzbestand, überwiegend noch als Weide benützt. Venedig, das aus dem Gesichtspunkte eines hohen Staatszweckes, der Erhaltung seiner Flotte, die vielleicht älteste regelmäßige Forstwirtschaft der romanischen Völker begründet hatte, hinterließ uns in den Küstenländern dieses traurige Vermächtnis, weil seine Arsenale endlich unersättlich geworden waren, weil die Dogen wohl die Forste der terra firma, nicht aber jene der Küsten schonten, weil sie kein Bedenken trugen, das Schicksal eines entfernt wohnenden Volkes ihrer Machtbegierde zu opfern.

In seinen Küstenländern hat Österreich nur wenige Reste des einstigen Waldreichthums übernommen, wie eine frühe Civilisation, ein voreinst blühendes, endlich aber im rücksichtslosen Fiscalismus niedergegangenes Staatswesen sie hinterlassen haben. Es hat diese Reste zu hüten gewusst, aber es erwuchs ihm auch die große Aufgabe, jene Sünden wider die Natur wieder gutzumachen, von denen noch später die Rede sein soll.

Zu dieser Mannigfaltigkeit des forstlichen Culturstandes gesellte sich für Österreich, auf dass keine Stufe fehle, auch noch ein gewaltiges Stück Arbeit in Bosnien und der Hercegovina. Und da war der Hebel der Reformarbeit ebenso bei A einzusetzen wie von den Eng-

ländern in Indien oder den Franzosen in Algier. Da hatten sich die Paschas und die Landesadeligen um den Wald gezaust, da galt es, erst den Knäuel der Eigenthumswirren zu lösen und damit die erste Bahn zur Ordnung zu brechen. Die Arbeit ist im vollen Zuge, ein wackeres Corps österreichisch-ungarischer Forstwirte verrichtete sie still und geräuschlos, aber fest und sicher.

Wenn ich nun zur Besprechung der Thätigkeit übergehe, welche die österreichische Regierung in Absicht auf die Erhaltung der Wälder und die Pflege der Forstwirtschaft entwickelt hat, so muss ich wohl vor allem des Fachunterrichtes gedenken.

An der Schwelle des Jahrhunderts, welches seinem Ende zuneigt, erblicken wir zwei charakteristische Gestalten als Vertreter des grünen Faches: den aus der alten Zunft der Jägerei herausgewachsenen holz- und hirschgerechten Jäger, der seinen Freibrief wie der Handwerker von seinem Meister erwarb und durch einen Streich mit dem Hirschfänger „wehrhaft" gemacht wurde, und den Cameralisten, eine Verquickung von Jurist und Ökonom, Rentmeister und Wirtschaftsschaffer, der das Heft der Verwaltung auf den Großgütern in Händen hielt. Der erstere war Betriebs-, der letztere Verwaltungsbeamter, ersterer das technische, letzterer das bureaukratische Element des Faches.

Im letzten Decennium des 19. Jahrhunderts finden wir an Stelle dieser beiden in der Regel nur einen: den Forsttechniker, welcher durch technische Hilfsorgane von geringerer Fachbildung unterstützt wird.

Diese Wandlung hat sich bei uns zwischen 1800 und 1867 vollzogen. Zu Beginn des Jahrhunderts hatten die Fürsten Schwarzenberg und Liechtenstein auf ihren Gütern zu Krumau und Eisgrub die ersten Forstschulen begründet, im Jahre 1805 errichtete Oberstjägermeister Graf Hardegg-Glatz das erste staatliche Forstinstitut zu Purkersdorf, welches 1813 in das Augustinerkloster zu Mariabrunn übersiedelte.

Es ist hier zweier Umstände zu gedenken. Erstens, dass die technische Hochschule zu Wien später begründet worden war als die erste öffentliche Forstlehranstalt, und dass ein berühmter österreichischer Techniker, der kürzlich wieder so hoch gefeierte Erfinder der Schiffsschraube, Josef Ressel, aus der Forstlehranstalt Mariabrunn hervorgegangen ist.

Die Forstlehranstalt Mariabrunn bestand als solche bis 1867, wurde sodann zur Akademie erhoben und 1875 aufgelöst. An ihre Stelle

trat die forstliche Section der Hochschule für Bodencultur in Wien, welche in ihrer Verfassung den anderen Hochschulen gleichgestellt ist.

Mittlerweile hatte der forstliche Unterricht eben in Österreich eine Gliederung erfahren, wie sie so zweckmäßig nirgend anderswo zu treffen ist.

Für den höchsten Fachunterricht sorgt die Hochschule für Bodencultur in Wien; für die Betriebsführung bilden die forstlichen Mittelschulen in Eulenberg, Weißwasser und Lemberg; für den Forstschutz- und technischen Hilfsdienst bereiten die Waldbau- und Försterschulen zu Aggsbach in Niederösterreich, Hall in Tirol, Gusswerk in Steiermark, Idria in Krain, Bolechow in Galizien vor. Endlich besteht eine größere Anzahl von Cursen, welche lediglich die Unterweisung im Forstschutzdienste zum Zwecke haben.

Diese vielfältige Abstufung des forstlichen Unterrichtes entspricht einerseits der naturgemäßen Gliederung des Forstdienstes, andererseits den weit abstehenden Anforderungen, welche bei intensivem und extensivem Betriebe an die Forsttechniker gestellt werden; diese Abstufung ist also ganz und gar den österreichischen Verhältnissen angepasst.

In inniger Beziehung zum forstlichen Hochschulunterrichte steht das forstliche Versuchswesen, weil es die Aufgabe hat, durch Untersuchungen und Versuche zur Gewinnung der wissenschaftlichen Grundlagen einer rationellen Forstwirtschaft beizutragen. Die ersten Anfänge zur Begründung des forstlichen Versuchswesens in Österreich sind auf die Initiative des böhmischen Forstvereines und die Thätigkeit einzelner Berufsforstwirte in Böhmen und Mähren zurückzuführen. Sodann wurde die Frage von der 26. Versammlung deutscher Land- und Forstwirte zu Wien 1868 wieder aufgegriffen und auf internationalem Wege bis zum Entwurfe eines Hauptprogrammes gefördert. Die Forstakademie Mariabrunn arbeitete ein Statut für Österreich aus, und ihre Professoren entwickelten die erste planmäßige Thätigkeit auf diesem Gebiete. Nach Auflösung der Akademie blieb jedoch unser Versuchswesen mit der Hochschule für Bodencultur nur mehr so weit in Verband, als ein Professor der forstlichen Section dieser Hochschule, der verewigte Freiherr v. Seckendorff, die Leitung der Anstalt übernahm.

Das forstliche Versuchswesen beschäftigt sich mit acuten Streit- und Zeitfragen der Forstwirtschaft und mit einer Reihe rein naturwissenschaftlicher Forschungen, welche zu dem Walde Beziehung haben, jedoch — das soll wenigstens so sein — nur insofern, als sie auf dem Wege der Einzelforschung nicht wohl gelöst werden können.

Seit dem Jahre 1892 gehört auch unsere Versuchsanstalt einem internationalen Verbande solcher Anstalten an, an welchem Deutschland, die Schweiz, Frankreich, Italien und Ungarn betheiligt sind. Sein Zweck ist die Wahrung eines einheitlichen Verfahrens und die Herstellung der Vergleichbarkeit der Resultate rücksichtlich gewisser Untersuchungen und Versuche.

Ich kann hier auf die Details der Arbeiten unserer Versuchsanstalt, die auf der Höhe der Zeit steht, nicht eingehen. Nur eines ihrer Arbeitsfelder will ich erwähnen: die Physik des Waldes, die forstlich-meteorologischen Beobachtungen. Diese Forschungen und Beobachtungen haben den Zweck, die sogenannten Wohlfahrtswirkungen des Waldes, in erster Linie seinen localen Einfluss auf das Klima festzustellen.

Ein bayerischer Gelehrter, Professor Dr. Ebermayer in München, ist in der Erforschung der Physik des Waldes bahnbrechend vorangeschritten. In Österreich hat Dr. v. Lorenz-Liburnau dasselbe Gebiet der Forschung betreten und ein System forstlich-meteorologischer Beobachtungen begründet, welche in der letzten Zeit einen vorläufigen Abschluss gefunden und das Wissen in der Physik des Waldes bedeutend gefördert haben.

Die wissenschaftliche Feststellung der Wohlfahrtswirkungen des Waldes ist eine Angelegenheit, die mit der forstlichen Gesetzgebung innig zusammenhängt. Man muss wissen, wie weit der Bestand oder Nichtbestand der Wälder, eine stärkere oder geringere Bewaldung, ganz abgesehen von der Entbehrlichkeit oder Unentbehrlichkeit des Holzes und anderer Waldproducte, auf die allgemeine Wohlfahrt einwirken, um sich darüber klar zu werden, wie weit die Einschränkungen der freien Disposition des Waldeigenthümers greifen dürfen. Die älteste Auffassung der Aufgaben des Waldschutzes ist durch die Sorge um das Holz und die Furcht vor der Holznoth, die modernste durch die Sorge für den Wald als einen Factor der Gemeinwohlfahrt gekennzeichnet. Dazwischen liegen mancherlei Wandel und Wechsel, die wir auch in Österreich durchzumachen hatten, Kämpfe und Krisen, die auch unserem noch heute mit Wäldern reich gesegneten Vaterlande nicht erspart geblieben sind.

Ich will diese Wandlungen an der Hand einer kürzlich von mir veröffentlichten Schrift[1]) etwas eingehender besprechen.

An der Schwelle des Mittelalters tritt zuerst die Jagd als Waldschutzmotiv in die Erscheinung, es beginnt unter Karl dem Großen

[1]) Die Motive des Waldschutzes. Wien 1892.

die Ära der Bannforste. Bann war so viel als Strafe, das Wort bezeichnete aber auch ein Territorium, über welches sich das Strafrecht erstreckte.

Von den forstlichen Historikern wird angenommen, dass anfänglich einige in den königlichen Forsten vorgekommene Übergriffe der Vornehmen Veranlassung zum Gesetze des Wildbannes gegeben hätten. Später aber schritten die fränkischen Könige mit der „Inforestation" immer weiter vor, sie nahmen das ausschließliche Jagdrecht auch außerhalb der königlichen Waldungen für sich in Anspruch und verboten hier die Jagd jedem anderen bei Strafe des Königsbannes. Das war der Ursprung der Bannforste, forestis, das war auch der Ursprung des Wortes und Begriffes „Forst" und der ersten Forstdiensteinrichtungen in eigentlich bureaukratischem Sinne. Das ist auch die historische Genesis des Bandes zwischen Forst- und Jagdwesen.

In der zweiten Hälfte des Mittelalters beginnt die Herrschaft der Wald-, Forst- oder Holzordnungen, welche anfänglich in der Regel für einzelne Forste oder Forstgebiete erlassen worden sind. Gewöhnlich ist eine engherzige Wahrnehmung fiscalischer Interessen ihre Eigenart. Erst im 16. Jahrhundert treten Waldordnungen in Sicht, welche man Landesgesetze nennen kann, weil sie die Anpassung an die Verhältnisse eines ganzen Staatsgebietes versuchen.

Ich kann mich da in Details nicht einlassen und will nur bemerken, dass unter den Waldordnungen jener Zeit, welche das heutige Österreich betreffen, zwei durch ihre zweckmäßigen und gutgemeinten Anordnungen besonders hervortreten: jene des Salzburger Erzbischofs M a t t h ä u s L a n g v. W e l l e n b u r g 1524 und jene der Kaiserin M a r i a T h e r e s i a aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts.

In der Waldordnung M a t t h ä u s L a n g s war das Waldreservat, das ist der Vorbehalt der Wälder, beziehungsweise Waldnutzungen für Bergwerkszwecke durch den Landesfürsten, entschieden zum Ausdrucke gekommen. In dem damaligen Österreich war es durch die Maximilianische, dann durch die Ferdinandeische Bergordnung 1553 begründet worden und hat auf das Waldwesen in den vielen Bergwerksdistricten zumal der Alpenländer den tiefgreifendsten Einfluss genommen. Die Ferdinandeische Bergordnung brachte eine neue „Inforestation", denn alle „Hoch- und Schwarzwaldungen", die noch freistehende Sachen waren, erklärte sie als Kammergut, sofern sie aber Eigenthum waren, als mit dem Reservate für Bergwerkszwecke belastet und unterstellte sie den Bergrichtern.

In dieser ersten schärfer ausgeprägten Bewegung zugunsten einer fürsorglichen Behandlung des Waldes, welche durch viele strenge, ja drakonische Gesetze markiert ist, handelte es sich also noch ausschließlich um das Holz.

Ein in Frankreich 1825 erschienenes Buch, Moreau de Jonnés „Mémoire sur le déboisement des forêts", hatte zuerst die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf die klimatische Bedeutung der Waldungen gelenkt. Es markiert einen Wendepunkt in der Auffassung der Aufgaben der Forstgesetzgebung. Seine Entstehung verdankte es den traurigen Folgen der Wälderverschleuderung in Frankreich während der Revolution.

In der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde der Wald sozusagen populär, in dem Sinne nämlich, dass man ihn immer mehr als ein kostbares Nationalgut zu würdigen begann.

Diese Zeit brachte aber auch zwei andere Elemente des Umschwunges: die Dampfmaschine und die Eisenbahnen.

Nun erschlossen sich die großen Lager der Mineralkohle und verbreiteten allmählich eine riesige Masse von Brennstoff über den Westen unseres Continents. Fast schien es, als müsste eine Krise hereinbrechen über unsere Wälder und über das Holz, wenigstens soweit es nur Brennholz war, als müsste dieser Artikel empfindlich entwertet werden. Aber siehe da! der Aufschwung der Communicationen und des Maschinenwesens schnellte die Großindustrie empor, und es zeigte sich alsbald, dass der Holzbedarf trotz der Concurrenz der schwarzen Diamanten nicht nur nicht abnahm sondern ganz gewaltig wuchs, dass sich vornehmlich die Anforderungen an die Nutzholzproduction in nie geahnter Weise steigerten. Mit einem Worte: die Kohlenbergwerke schienen nur anfänglich, sie blieben aber auf die Dauer keineswegs Concurrenten des Waldes. Der Holzpreis ist gerade in der Periode der zunehmenden Kohlenproduction gestiegen, und nur die Buche hatte örtlich mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen.

In dieselbe Periode fällt die Grundentlastung und die Ablösung der Waldrechte. Sie hat den Wald aus dem Banne schwerer Fesseln befreit und damit die Entwicklung der Forstwirtschaft auf vielen Großgütern wesentlich gefördert, leider aber auch an vielen Orten einer ungebürlichen Ausnützung der Wälder Vorschub geleistet. Zu diesen gewaltigen Veränderungen gesellten sich unter dem Einflusse der Bevölkerungszunahme manche andere. Viele Moore, die als Wasserspeicher gedient hatten, wurden dem Pfluge oder der Sense dienstbar gemacht, auch

manches Hochmoor wurde abgezapft. Nun schienen sich Schwankungen der Flusswasserstände, verheerende Überflutungen der Gebirgsbäche und der Flüsse zu mehren — kurzum, es war nicht hinwegzuleugnen, dass die moderne Cultur gewaltig störend eingegriffen hatte in den Naturhaushalt, und dass die Rodung und Überhauung der Wälder an diesen Störungen betheiligt war.

Nun war es die öffentliche Meinung, welche vor der fortschreitenden Entwaldung eindringlich zu warnen begann. Das inhaltschwere Wort „Naturschutz" wurde immer öfter vernommen. Als wiederholt verheerende Elementarereignisse Berge und Thäler eines großen Theiles von Europa betrafen, strömte diesen Fluten eine zweite Flut nach, eine Flut von Schriften nämlich, welche die Folgen der Entwaldung behandelten, auf die Nothwendigkeit eines kräftigeren Waldschutzes, auf die Wiederbewaldung verödeter Waldgründe, auf die Wildbachverbauung, auf die Verstaatlichung des Wohlfahrtswaldes, kurz, auf jenen gesammten Apparat von technischen und legislativen Hilfsmitteln hinwiesen, der sich aus der Wald- und Wasserfrage construieren lässt. Ich will nur hervorheben, dass eine Majorität (in ihrer Mehrzahl aus Berufsforstwirten bestehend) geneigt war, dem Walde einen sehr großen Einfluss in klimatischer Hinsicht und in Bezug auf das Regime der Gewässer zuzuschreiben, wofür die Beweise, wofern sie nicht aus einer allseitig feststehenden wissenschaftlichen Erforschung der Thatsachen geschöpft werden konnten, aus einer Anzahl von historischen Beispielen und aus der täglichen localen Erfahrung herbeigeschafft wurden.

Eine Minorität verhielt sich solchen Ausführungen gegenüber sehr skeptisch: es bedürfe da exacter Versuche und Beobachtungen; der mündlichen Überlieferung und willkürlichen Combination von Ursachen und Wirkungen sei kein Wert beizumessen. Aber auch diese Partei musste zugeben, dass eine Reihe solcher Einwirkungen des Waldes als bestehend oder doch als wahrscheinlich bestehend angenommen werden könne, und dass diese Einwirkungen wichtig genug seien, um die Freigebung des Waldes in größerem Maßstabe gefährlich erscheinen zu lassen.

Auch Sectionschef Dr. v. Lorenz hat sich in dem Motivenberichte zu den Landesforstgesetzentwürfen der österreichischen Regierung bei weitgehender Reserve in Bezug auf das Erwiesene doch in diesem Sinne ausgesprochen.

Aus dem Auf- und Niederwogen der Meinungen in der Wald- und Wasserfrage hatte sich indessen eines als Kern losgelöst: dass die

Literatur, die Praxis und die Gesetzgebung heute zwischen Nutz- und Schutzwäldern schon sehr scharf unterscheiden, dass man also für Wälder von gewisser Lage und erkennbarem Einflusse auf die allgemeine Wohlfahrt die Erhaltung der Waldsubstanz an sich als oberstes Ziel der Wirtschaft in Anspruch nimmt und die Holzzucht in solchen Wäldern nur als Mittel zum Zwecke in zweite Linie gestellt hat.

Der Waldschutz im Sinne dieser Bewegung, der Waldschutz um des Waldes selbst willen als ein Ausfluss des Naturschutzes im weiteren Sinne ist eine sehr wichtige Phase in der Entwicklung der Forstgesetzgebung unseres Jahrhunderts.

In Österreich hat sich an die Waldordnungen der Theresianischen Zeit unmittelbar das heute noch als Reichsgesetz bestehende Forstgesetz vom 3. December 1852 angereiht. In seinen Motiven geschieht noch keiner anderen Bedeutung der Wälder Erwähnung als jener „der in alle Lebensverhältnisse eingreifenden Holzbedürfnisse". Nichtsdestoweniger ist es ein Kind seiner Zeit; denn es hat, wenn es ihn auch nicht direct so nennt, den Schutzwald in die Gesetzgebung eingeführt und verleugnet den Einfluss der Strömungen nicht, welche um die Mitte dieses Jahrhunderts Oberhand gewannen und bis heute behielten.

Wenn sich vor nun 20 und mehr Jahren eine starke Bewegung gegen das Forstgesetz vom Jahre 1852 kundgab, so muss man sich heute sagen, diese Bewegung hatte hauptsächlich darin ihren Grund, dass es früher an technischen Organen zur Handhabung des Gesetzes gebrach.

Die österreichische Regierung hatte zwar schon vor Erscheinen des Forstgesetzes vom Jahre 1852, bald nach der französischen Invasion, Versuche zur Organisation des politischen Forstdienstes durch Bestellung von Kreis-Waldcommissären und Districtsförstern unternommen, diese Stellen aber bald wieder eingezogen und nur in Tirol einen größeren Apparat zur Überwachung der Forstwirtschaft aufrechterhalten.

Dem im Jahre 1867 neubegründeten Ackerbauministerium blieb es vorbehalten, den politischen Forstdienst Österreichs seit 1871 bis heute von Stufe zu Stufe auszugestalten zuerst durch die Bestellung von Landes-Forstinspectoren, dann durch Bestellung von Bezirks-Forsttechnikern und Begründung von eigenen Sectionen für die Wildbachverbauung.

Mit den ersteren Maßnahmen wurde die Durchführung des Forstgesetzes vom Jahre 1852 gesichert und damit sowie mit der Erlassung einer Reihe von Specialgesetzen, welche mit der Forstcultur im Zu-

sammenhange stehen, die Bewegung nach Reform des Forstgesetzes vom Jahre 1852 zum Stillstande gebracht. Und man darf wohl sagen: mit vollem Erfolg. Denn nicht leicht auf einem Gebiete der Gesetzgebung collidiert das Einzelinteresse so sehr mit dem Gesammtinteresse als eben in der Forstgesetzgebung, und darum hätte jede Reform hier schärferen Klippen begegnet als irgendwo.

Österreich hat sie umschifft, und die Einrichtungen, die es zur Handhabung des Staatsforstschutzes geschaffen hat, functionieren ruhig und sicher, ohne einem irgendwie nennenswerten Widerstreben auf Seite der Waldbesitzer zu begegnen.

Zwei große Actionen sind es insbesondere, welche gewürdigt sein wollen: die Wiederbewaldung des Karstes und die Verbauung der Wildbäche.

Wer den Karst seit 20 bis 30 Jahren kennt und heute von Adelsberg nach Triest oder von St. Peter nach Fiume, von Divača nach Pola oder von Triest nach Herpelje fährt, dem wird nicht entgehen, dass mitten aus dem öden Karst heraus dunkelgrüne Flächen sich bemerkbar machen: es sind die mittelst der Schwarzkiefer bewaldeten Hutweiden. Sie nehmen heute im Gebiete von Triest, Istrien, Görz und Gradiska schon mehrere tausend Hektare ein und haben den Beweis erbracht, dass der kahle, öde Karst wiederbewaldungsfähig ist. Und zwar mit Hilfe einer Holzart, die die älteren Botaniker mit Recht Pinus austriacha getauft haben. Dieser Baum erinnert an ein großes Meliorationswerk der österreichischen Regierung im vorigen Jahrhundert: an die Urbarmachung des Wiener-Neustädter Steinfeldes unter der großen Kaiserin Maria Theresia. Die österreichische Kiefer hat die Neustädter Wüstenei belebt und ertragsam gemacht, und auf dem Karste feiert dieser Baum seinen zweiten großen Sieg über die Missgunst des Bodens.

Welche Arbeit auf legislatorischem und forsttechnischem Gebiete die heutigen Erfolge der Karstbewaldung beansprucht haben, dies zu schildern, würde mich vielzu weit führen.

Schon zu Ende der Siebzigerjahre hatte die österreichische Regierung den großartigen Arbeiten Frankreichs auf dem Gebiete der Verbauung der Wildbäche, der Wiederberasung und Wiederbewaldung der Gebirgsödungen ihre Aufmerksamkeit zugewandt. Das war für uns zwar nichts Neues, denn in Südtirol hatte es schon im 15. Jahrhundert Genossenschaften zum Zwecke der Ausführung von Thalsperren gegeben, Wasserbaudirector v. Aretin in Tirol war der erste deutsche Schriftsteller, welcher (1808) die Bedeutung der Verbauungen im

Ursprunggebiete der Wildbäche hervorgehoben hat: die furchtbaren Hochwasserverheerungen in unseren Alpenländern 1882 führten aber, wenn man so sagen darf, eine Renaissance auf diesem Gebiete herbei. Der Ackerbauminister Graf Falkenhayn bereiste im Jahre 1883 die classischen Verbauungsgebiete Frankreichs und überzeugte sich persönlich von den großen Erfolgen dieser Arbeiten. Durch die Gesetze vom 30. Juni 1884, betreffend die Förderung der Landescultur auf dem Gebiete des Wasserbaues und betreffend die unschädliche Ableitung der Gebirgswässer, wurden die Grundlagen für die neue große Action unserer Regierung in der Wildbachverbauung geschaffen.

Der innige Zusammenhang des Regimes der Gewässer und Wälder, die große Aufgabe, welche bei der Wildbachverbauung den Aufforstungen und dem Terrainschutze im Innern der Wälder zufällt, ließen, wie es in Frankreich der Fall war, zunächst die Forsttechniker berufen erscheinen, diese Arbeiten zu übernehmen. Es bestehen heute sechs Sectionen für Wildbachverbauung und zwar in Przemysl, Königliche Weinberge, Linz, Villach, Zara und Brixen. Dermalen ist die Wildbachverbauung in weit mehr als 100 Arbeitsfeldern theils schon beendet, theils im Zuge.

Ich will nun noch eines erwähnen: den Einfluss, den die Verwaltung der Staats- und Fondsgüter auf die Forstwirtschaft in Österreich genommen hat. Den ersten segensreichen Einfluss hat die Staatsforstverwaltung in den österreichischen Bergwerksdistricten, wie früher bemerkt, schon vor Jahrhunderten durch eine ganz eigenartige und zu hoher Vollendung gelangte Technik des Holztransportwesens geübt. Der Einfluss in waldbaulicher Richtung ist erst später hervorgetreten. Er datiert etwa vom Ende des vorigen Jahrhunderts und machte sich besonders in Galizien, den Alpen- und Küstenländern geltend, wo sich ja gut drei Viertel des Großbesitzes in Staatshänden befanden. Durchschlagend aber ist der Einfluss der Staatsgüterverwaltung auf die Forstwirtschaft erst dann geworden, als das fiscalische Moment in der Verwaltung gegenüber demjenigen der Substanz-Erhaltung und -Pflege in den Hintergrund trat. Dieser Umschwung hat sich parallel mit jenem vollzogen, der im Waldschutze die Walderhaltung vor die Holzproduction stellte.

Auf jene Strömungen ist es auch zurückzuführen, dass die österreichische Regierung sich bestimmt gefunden hat, die Verwaltung der Staats- und Fondsgüter im Jahre 1872 dem Ressort des Ackerbauministeriums einzuverleiben.

Der österreichische Staats- und Fondsgüterbesitz umfasste zu Beginn dieses Jahrhunderts eine Fläche von rund 4 Millionen *ha*. Zur Zeit des Regierungsantrittes Seiner Majestät unseres jetzt regierenden Kaisers waren es nur mehr 2·1 Millionen *ha*.

Im Jahre 1884 war der Stand 1,346.000 *ha*; dermal beträgt er 1,498.000 *ha*.

Hier ist also eine fallende Reihe vom Beginne des Jahrhunderts bis 1884 und eine steigende zwischen 1884 und 1891 zu beobachten.

Diese Ziffern schließen ein gewaltiges Stück Geschichte ein. Nach den Kriegswirren und der Finanznoth in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts schritt man zu den ersten Veräußerungen, die bis in die Mitte des Jahrhunderts fortdauerten. Dann kam die Grundentlastung und Ablösung der Forstberechtigungen, mit ihr neuerdings ein großer Flächenverlust. In den Sechzigerjahren machte sich eine Strömung geltend, die nach Veräußerung alles nicht unentbehrlichen Staatsgrundbesitzes drängte. Es war die Zeit der Herrschaft der Actie. Dieser Periode fielen Staats- und Fondsgüter im Schätzungswerte von nahezu 17 Millionen Gulden zum Opfer.

Die allmähliche Consolidierung in diesem schwankenden Zustande trat erst im Jahre 1873 mit der denkwürdigen Reorganisation der Staats- und Fondsgüterverwaltung durch das Ackerbauministerium ein.

Nunmehr hat man den Bestand der Staats- und Fondsgüter nicht nur erhalten sondern auch vermehrt. Im Jahre 1886 wurde die Herrschaft Tarvis in Kärnten für den kärntnerischen Religionsfond, 1889 ein großer Theil der Waldungen der Alpinen Montangesellschaft für den steiermärkischen und oberösterreichischen Religionsfond und 1891 die Herrschaft Nadwórna in Galizien für den Staat erworben. Insgesammt rund 150.000 *ha*.

Und damit ist die österreichische Regierung der öffentlichen Meinung entgegengekommen.

Die Verstaatlichung des Waldes ist etwas, das seit Decennien sozusagen in der Luft liegt. Was war das für ein Sturm, als man 1870 einige Theile des Wienerwaldes veräußern wollte! Und als im Jahre 1882 die Hochfluten einen Theil unserer Alpenländer verwüstet hatten, wie viele Anwälte erstanden dem Walde bei diesem Anlass in Kreisen, die sich sonst blutwenig um ihn kümmerten! Man eiferte gegen die Entwaldung als ein Nationalunglück: die öffentliche Meinung that sich eben mit dem Gefühle kund, dass es etwas in Schutz zu nehmen gelte, das im Grunde genommen allen gehört.

Je öfter heutzutage in Wort und Schrift die Verstaatlichung des Wohlfahrtswaldes als ein Postulat des Waldschutzes hingestellt wird, desto mehr ist man berechtigt, daraus zu folgern, dass man dem modernen Staate Beruf und Befähigung beimisst, den Wald so zu bewirtschaften, wie es dem Gemeinwohl am besten frommt.

Dieser Umschwung der Meinungen hat sich in Österreich in einem Zeitraume von kaum 25 Jahren vollzogen, und es darf daraus geschlossen werden, dass die Einrichtungen der Staatsforstverwaltung sich bewährt haben.

Hier sollte übrigens der Verstaatlichung des Waldes nur als einer Erscheinung von symptomatischer Bedeutung gedacht werden, weil sie für den Curs bezeichnend ist, den das scheidende Jahrhundert dem Zukunftsstaate zu geben im Begriffe ist.

In Österreich genügt es, wenn der in Verwaltung des Staates befindliche Waldbesitz ungeschmälert erhalten und nur bei sich etwa darbietender guter Gelegenheit vermehrt wird. Forcierter planmäßiger Maßnahmen in dieser Richtung bedarf es dermalen noch nicht; denn das glückliche Vorwiegen des großen Waldbesitzes vor dem kleinen Bauernwalde (71% gegenüber 29%) überhebt uns wohl so mancher Sorge. Die Forstwirtschaft eignet sich eben vornehmlich zum Großbetriebe, die ganze Natur des Waldes sträubt sich gegen seine Zerstückung, er ist das aristokratische Element in der Bodencultur. Dass Österreich den Großtheil seines Wälderschmuckes in großen Besitzthümern zu erhalten wusste, bildet eine der stärksten Garantien für seine gedeihliche forstwirtschaftliche Entwicklung.

Ich schließe mit diesem allgemeinen Überblicke. In einem folgenden Artikel will ich den Lesern einige Bilder aus dem Bereiche unserer forstlichen Wirtschaft und Cultur vor Augen führen.

(Schluss folgt.)



Aus dem südöstlichen Theile des Occupationsgebietes.

Von **Karl Went von Römö.**

Wien. (Schluss.)

Von Borilovac über Gacko nach Avtovac: 8½ Reitstunden.

Der Saumweg, welcher vom Blockhause der Gendarmen nach Gacko in der Hercegovina führt, ist besser, als man vermuthen sollte; den Sattel zwischen dem Todorac und dem Stog überschreitend, er-

reicht er über saftige Alpenweiden ein Hochgebirgsthal, wie es großartiger nicht gedacht werden kann.

Entlang der Felswand des Oboreno otočilo zieht er durch einen prächtigen Buchenwald fort, unmittelbar gegenüber den nackten bis zu 1000 *m* tiefen Abstürzen des Javorak und des Uglasi, an welch letztere in südöstlicher Richtung die des majestätischen Volujak anschließen. Nach Südosten trifft der Blick auch das tief gelegene Thal der oberen Sutjeska und die Stelle, wo sie die gewaltige Hochgebirgskette durchbricht.

Der Weg führt später über offenes, zum Theile mit Wiesen und Ackerland bedecktes Gelände nach einem südwärts ziehenden Rücken, welcher die Wasserscheide zwischen dem Thale der Narenta und jenem der Sutjeska bildet. Nächst dem Sattel von Gredelj thront auf einer grünen Kuppe die im Stile eines Alpenhauses erbaute Kaserne des Streifcorps, nunmehr eines Gendarmeriepostens. Man übersieht von dort nach Westen weithin das obere Narenta-Thal und die dasselbe begleitenden Höhen mit zerrissenen, plateauartig gestalteten Obertheilen, nach Osten das kahle Gestein der Riesenwälle an der Grenze der Hercegovina gegen Bosnien und Montenegro. Im Norden und Süden beschränken nahe Bergmassen die Aussicht. Reich an Reizen ist das landschaftliche Bild.

Vom Gredelj-Sattel den Saumweg nach dem Gacko polje weiter verfolgend, zieht man an dem im Sommer meist trockenen Quellengebiete der Narenta vorüber und gelangt hierauf, durch einen schönen Buchenwald ansteigend, auf die langgestreckte grüne Wiesenfläche der Lukavica. Kurze und steile Serpentinen, die mit dem Gerölle naher Felswände bedeckt sind und deshalb zur Vorsicht mahnen, führen sodann abwärts in ein Waldterrain von nicht beträchtlicher Ausdehnung, an dessen jenseitigem Rande nächst der künstlich gefassten Hrst-Quelle sich in der Richtung gegen Süden mit einemmale ein einförmiger, baumloser, verkarsteter Boden vor den Augen ausbreitet.

Den Weg über denselben nach Gacko fortsetzend, kommt man an Gruppen von Bogumilen-Gräbern und an dem einsam gelegenen Cordonposten Kleuta vorüber und überschreitet dann eine große Anzahl niederer, untereinander paralleler Rücken, die in der Richtung von Nordwesten nach Südosten den Boden durchziehen. Die Obertheile dieser Rücken tragen niedere Felskämme, ihre Hänge spärliches Grün und die thalartigen Vertiefungen dazwischen häufig Feld- und Wiesenparcellen. Die zerstreut liegenden Cisternen vertrocknen zumeist im heißen Sommer.

Nur im Norden und Nordosten fesseln hübsche landschaftliche Bilder den Blick, so die bewaldeten Berge von Čemerno mit der burgartigen Kaserne im gleichnamigen Sattel und der klotzige Lebršnik.

Das verkarstete Terrain liegt im Durchschnitte 1100 *m* hoch und bildet eigentlich ein weitgedehntes Plateau, welches die circa 150 *m* tiefere Niederung des Schlundgewässers Mušica — das Gacko polje — begrenzt.

Unmittelbar dort, wo der vom Plateau herab führende Weg die Niederung trifft, liegt die kleine Stadt Gacko, der Sitz einer Bezirksbehörde.

Wie auf der ganzen Strecke entlang der Grenze zeugen auch hier viele Ruinen menschlicher Wohnsitze von den Greueln der Verwüstung aus dem letzten Insurrectionskriege gegen die türkische Herrschaft.

Das moderne Gacko besteht aus einem Dutzend europäischer Baulichkeiten, darunter einer landwirtschaftlichen Musteranstalt, und aus ungefähr doppelt so vielen Häusern der Eingeborenen.

Hart am Rande des Gacko polje und durch Gacko führt die von Nevessinje herkommende sehr gute Poststraße südöstlich weiter nach dem nur 4 *km* entfernten Avtovac, einem elenden, ganz zerstört gewesenen und nur theilweise bewohnbar hergerichteten Dorfe, in dem arme Türken, Serben und Zigeuner, im ganzen bei 300 Menschen hausen. Dem kleinen Avtovac verleiht nur das Truppenlager in der Niederung des Mušica-Baches Bedeutung.

Das Gacko polje ist eine Ebene, die 15 *km* lang und im Durchschnitte 3 *km* breit ist.

Ein System von Canälen, seit einigen Jahren durch die Landesregierung angelegt und erweitert, durchzieht den Boden. Es bezweckt die Trockenlegung versumpfter Stellen und die Bewässerung der ausgedehnten Flächen, die zum Feldbau oder zur Wiesencultur ausgenützt werden. Vor ein paar Jahren fasste man den Entschluss, ein größeres Werk zu schaffen, nämlich bei Klinje die Wässer der drei Mušica-Bäche und ihrer Zuflüsse zu sammeln, damit sie, nach dem Polje geleitet, im Sommer zur Bewässerung desselben verwendet werden könnten.

Die südöstliche Verlängerung des Gacko polje gestaltet sich zu einer verkarsteten Ebene, die sich zur montenegrinischen Grenze hin thalförmig verengt, dort ein wahres Labyrinth von Karstlöchern, hohen und niederen Felsrücken aufweist und in den bekannten Duga-Pässen, 12 *km* von Avtovac entfernt, gleichsam ihren Abschluss findet.

Das Defilé war der Schauplatz vieler blutiger Kämpfe, welche die Türken in den letzten Kriegen gegen die Montenegriner führen mussten, um ihre Proviantransporte dem befestigten Nikšić zuzuführen.

Die bedeutendsten derselben fanden im Juni 1877 statt, als Sulejman-Pascha mit einer Armee von circa 20.000 Mann von Gacko aus die von 12.000 bis 14.000 Montenegrinern vertheidigten Duga-Pässe forcierte und über Spuž nach Podgorica vorrückte, von wo er mit seinen Streitkräften zur Donau-Armee abberufen wurde. Das Vorgehen der Türken machte sich damals vortheilhaft bemerkbar, da sie im Gegensatze zur bisherigen Gepflogenheit stets nur in Gefechtsformation ohne Übereilung auf den Höhen und im Defilé gleichzeitig vordrangen und sich sowohl die Terrainbenützung wie auch die Kampfweise ihrer Gegner zunutze machten.

Die aus der Duga nach dem Gacko polje führenden Pfade werden beherrscht durch Gat, eine sturmfreie Kaserne auf felsiger Höhe, und durch Wachhäuser auf den das Thal einfassenden Höhen.

Von den letzteren sei Kasanci genannt wegen des merkwürdig geformten Steinmassen-Conglomerates, auf dem es erbaut ist.

Die Gruppen massiver, plump verzierter Grabsteine in der Nähe von Avtovac sollen von Bogumilen herstammen, die dort hausten.

❦

Von Avtovac nach Bilek; Poststraße: 45 *km*, 9 Reitstunden.

Die von Mostar über Nevessinje, Fojnica, Gacko nach Avtovac führende Poststraße biegt bei diesem Orte südwärts nach Bilek und Trebinje ab und ist vorzüglich gebaut und erhalten.

Sie überschreitet quer das Gacko polje und erreicht dann ein Gelände, das nahe dem Thale des Stepenički-Baches mit den Ortschaften Ključ und Černica recht hübsche Fernsichten bietet, und auf dessen steinerfülltem, zerklüftetem Karstboden reichlich Gebüsch emporsprießt.

Die Thäler sind breit, die Bodenerhebungen im allgemeinen sanft geformt.

Ziemlich öde ist die wasserarme Gegend um die Ortschaft Korito, die zu Einfällen räuberischen Gesindels förmlich einladet und in früheren Zeiten von den leichtfüßigen Banden der Črna gora auch wiederholt benützt wurde.

Die Straße zieht entlang der trockenen montenegrinischen Grenze, zuweilen kaum 4 *km* von derselben entfernt. Die vielen kleinen Dörfer, die man unterwegs antrifft, liegen zumeist in Ruinen. Bald waren es

die Montenegriner und die mit ihnen verbündeten christlichen Rajahs der Hercegovina, bald die Türken, die in den Jahren 1876 und 1877 Tod und Verwüstung brachten, wo sie mit Übermacht auftraten.

Von Korito an zieht die Straße in weitem Bogen über den westlichen Hang des Planik-Berges, welcher schon sehr oft der Schauplatz von Überfällen war, und senkt sich dann an der Häusergruppe von Plana vorüber, bei welcher die von Stolac durch das Dabar polje herführende Fahrstraße einmündet, allmählich zum geräumigen und wasserarmen Thalkessel von Bilek, dessen Sohle trotz des steinigen Grundes überall mit mageren Feldern, Wiesen und Baumpflanzungen bedeckt ist.

Das Städtchen zählt gegen 450 Einwohner, ist der Sitz einer Bezirksbehörde, liegt an der östlichen Lehne des Kessels nahe der montenegrinischen Grenze und wurde in den Insurrectionskämpfen hart mitgenommen.

Vor der Occupation des Landes durch die österreichisch-ungarischen Truppen war der Feldbau namentlich in dieser Gegend bedeutend vernachlässigt. Die Unsicherheit der Verhältnisse, bedingt durch die Nachbarschaft des Fürstenthums und durch die nie ruhenden Zwistigkeiten zwischen den Christen und Mohamedanern, brachte es mit sich, dass niemand den Muth hatte, sich mit einer Bebauung des Bodens zu befassen, weil man nie darauf zählen konnte, das zu ernten, was im Schweiße der Arbeit gesät wurde.

Seither wächst wie überall in Bosnien und in der Hercegovina mit jedem Jahre die Zahl der urbar gemachten Parcellen, und da die Weide des Hornviehs und der Schafe auf gewisse Plätze beschränkt wurde, überzieht sich auch das steinerfüllte Gelände mit dichtem Buschwerk, ja selbst mit Bäumen, die in den mit Humus gespeisten Fugen ihre Wurzeln schlagen. Hieraus darf geschlossen werden, dass auch das hercegovinische Karstland mit der Zeit einer anderen Bodenbedeckung zugänglich gemacht werden könne.

Am südlichen Ende des Thalkessels quillt aus tief gelegener Schlucht die Trebinčica hervor, welche eine Strecke lang die Hercegovina von Montenegro scheidet.

Rücksichten für die Wasserversorgung brachten es mit sich, dass die Unterkünfte der Truppen nicht zunächst der Stadt Bilek, sondern eine Viertelstunde davon oberhalb der Quellen der Trebinčica erbaut wurden, wo auch schon vor der Occupation eine türkische Kaserne sich befand. Ein Maschinenwerk hebt das Wasser 134 *m* hoch und führt es den weitläufigen Kasernanlagen zu, die in ihrer Gesammtheit als

Defensionslager bezeichnet werden und den Namen „Neu-Bilek" führen. In ähnlicher Weise wird nach Beschaffung der nöthigen Geldmittel auch die Stadt selbst mit Wasser versorgt werden.

Bilek ist auf den Höhen von allen Seiten mit starken Werken umgeben, welche im Hinblick auf die dermalige Bewaffnung des muthmaßlichen Gegners im Kriegsfalle nahezu uneinnehmbar genannt werden können.

Von den Cordonposten, welche knapp an der Grenze situiert sind, bietet Vardar vermöge seiner Höhe eine weite Fernsicht.

Östlich von Bilek, etwa 7 *km* entfernt, liegt das Schlachtfeld von Vučidol, heute zu Montenegro gehörend, auf dem im Sommer 1877 6000 Türken, die sorglos in einer Colonne ohne Sicherungstruppen marschierten, durch die Črnagorzen überfallen und jämmerlich zugerichtet wurden. Den Kampfplatz bedeckten ein paar tausend Leichen, die unbeerdigt blieben und den Raubthieren zur Beute wurden.

Von Vardar bis in die Bocche di Cattaro ist die Hercegovina gegen Unternehmungen von Banden aus den benachbarten Gebieten nahezu hermetisch abgeschlossen.

Von Bilek aus sieht man einige der auf hohen Bergspitzen erbauten starken Befestigungen von Trebinje, vor allem das imposant gelegene befestigte Wachhaus Leotar.

❦

Von Bilek nach Trebinje; Poststraße: 26 *km*, 4 Reitstunden.

Die vorzüglich gute Straße zieht von Neu-Bilek an eine Strecke entlang dem rechtsseitigen Thalhange der tief gebetteten Trebinčica und nähert sich dieser am Einflusse der Čepelica, die sie mittelst einer langen Steinbrücke überschreitet. Sie führt dann, das sich verengende Thal verlassend, in mäßigen Steigungen und Senkungen über steinerfülltes Gelände, das von wucherndem Grün bedeckt ist, durch die Militärstation Mosko südwärts, überschreitet die Einsenkung zwischen zwei mächtigen Felsbergen, der Gliva und Kravica, und nähert sich wieder dem Thale der Trebinčica, die in bedeutenden Windungen die Felsgebiete von Andjelić, Klobuk und Korjen durchbricht und unmittelbar nach ihrem Austritte aus den eingeengten Theilen knapp an Trebinje vorbeifließt.

Die Stadt liegt in einem Kessel, der von hohen, steilen und vollends kahlen Bergen umgeben ist. Überall tritt der einförmige, trostlose, von giftigen Reptilien bevölkerte Karst entgegen.

Auf den hohen Bergspitzen ringsum liegen starke, uneinnehmbar scheinende Werke, welche wie jene in Bilek darauf hindeuten, dass man nicht gewillt ist, sich diesen Boden je wieder entreißen zu lassen.

Das am höchsten, 960 *m* über der Thalsohle, gelegene heißt Leotar, ist der Luftlinie nach nur 3 *km* von Trebinje entfernt und bietet eine Rundsicht, die in Beziehung auf Großartigkeit wohl alles übertrifft, was die Gegend ringsum an Naturschönheiten aufzuweisen vermag.

Nach Norden hin erblickt man zunächst mehrere Niederungen, die in üppiger Fülle ergrünen, weiter entfernt Bilek mit seinen hoch liegenden Befestigungen und im Hintergrunde das Hochgebirge an der Sutjeska; im Osten entfaltet sich das hohe, zerklüftete Bergland gegen und in Montenegro mit der diesseits gelegenen, auf schroffem Felskegel erbauten und seit der Occupation zerstörten Feste Klobuk; nach Südosten hin sieht man den mächtigen, zum Theile bewaldeten Hochgebirgszug der Jastrebica mit dem Gubor und die Pazua mit dem Vuči am Scheitelpunkt der dreifachen Grenze Dalmatiens, der Hercegovina und der Črna gora, dahinter die Oriengruppe, die mit 1895 *m* culminiert; im Süden und Westen erscheinen all die hohen, kahlen Bergzüge bis zur blauen Adria, dazwischen Niederungen, mit Fruchtbarkeit gesegnet und mit Ortschaften bedeckt. Unter den Thälern ist das der Trebinčica, Popovo polje genannt, das bedeutendste.

Die Stadt Trebinje, Sitz einer Bezirksbehörde, zählt 1700 Einwohner und besteht aus dem sogenannten Castell, d. i. dem mit einer crenaillierten Mauer und einem nassen Graben umgebenen alten Stadttheile, an den sich zur Türkenzeit nach außen hin unregelmäßige Häusergruppen anschlossen. Ein vollkommen im europäischen Stile erbauter neuer Stadttheil, durch den die Straße nach Ragusa führt, schließt an das Castell westlich an und verleiht mit seinen schönen, fast eleganten Baulichkeiten, mit seinen öffentlichen Gärten dem Städtchen ein civilisiertes Aussehen. Eine eiserne Brücke führt über die Trebinčica.

Der Aufschwung, den Trebinje genommen hat, ist dem langjährigen Wirken des als Kreisvorsteher und Militär-Stationscommandant gleich thätig gewesenen Generals Babić zu danken. Auf einem nach ihm benannten Platze im neuen Stadttheile erhebt sich ein monumentaler Brunnen, an dem eine Inschrift angebracht ist, welche der Verdienste des Generals um die Hebung der Stadt mit Wärme gedenkt.

Wer einen Ausflug nach dem östlichen Cordon von Trebinje nicht scheut, wird durch eigenartige Reize der jungfräulichen Natur für

die aufgewandte Mühe reichlich entschädigt. Der Cordonposten Kosmač unmittelbar neben der demolierten Felsenfeste Klobuk, jedoch höher gelegen, dann Borova glava bieten Aussichtspunkte gegen Montenegro, wie man sie nicht besser wünschen kann.

Das ausgebreitete Waldterrain im Osten wurde gelegentlich der Grenzregulierung dem Fürsten der Schwarzen Berge abgetreten, wahrscheinlich auch aus Humanitätsrücksichten, weil dessen Land sich eines Übermaßes an Holz nicht rühmen kann.

Von Borova glava aus sieht man Grahovo sowie die Hochebene von Dragalj, aus früheren Zeiten her bekannt.

*

Von Trebinje nach Grab: 16 *km*, 2½ Reitstunden.

Von Trebinje führt die Poststraße nach Ragusa. Sie durchschneidet die fruchtbare Ebene an der Trebinčica, steigt dann der Gestaltung des Bodens folgend in vielen Windungen zum südlichen Fuße des Vlastica hinan, den sie bei dem einst türkischen Fort Drieno überschreitet, und senkt sich in ähnlicher Weise über die steilen, kahlen und verkarsteten Höhen, welche entlang der Küste ziehen, nach Ragusa, das sie bei Porta Ploce erreicht.

Auffallend sind an dieser Straße die zahlreichen, aus der Türkenzeit stammenden Kulen — runde Wachhäuser, für 10 bis 20 Mann berechnet — welche an geeigneten Punkten aufgeführt wurden, um zu verhindern, dass Guerillabanden in diesem für Hinterhalte wie geschaffenen Terrain sich einnisten und ihr Unwesen treiben. Einzelne dieser Kulen werden von den Truppen benützt, die anderen verfallen. Was speciell Drieno anbelangt, so genießt man von dort auf das Brenno-Thal und das adriatische Meer eine wundervolle Aussicht.

Nach der Bocche di Cattaro ist die Route bedeutend länger und nur reitend zu hinterlegen.

Der Weg nach dieser Richtung führt links der Trebinčica am Fuße des Golo brdo in dem von Üppigkeit strotzenden, künstlich bewässerten Thale etwa 5 *km* weit eben fort bis zur Ortschaft Čičevo und zieht dann an Breite zunehmend und, wie es scheint, zu einer fahrbaren Straße vorbereitet weitere 5 *km* steil aufwärts nach Tuli und zum hoch gelegenen Kessel von Dubrava. Die Telegraphenstangen entlang dem Thalrande sind wegen der häufig vorkommenden Gewitter mit Blitzableitern versehen. Das Gelände zeigt auf den Höhen alle Schrecken des Karstes.

Das zerrissene Gestein war oft Zeuge von Überfällen und blutigem Gemetzel durch die Montenegriner, wenn die türkischen Truppen in Trebinje sich mit der Besatzung des Forts Isticăn in Verkehr setzen wollten.

Dieser feste Punkt lag auf der Hochebene von Dubrava, welche von Norden nach Süden 7 *km* lang und von verkarsteten, mit Krüppelholz bewachsenen Bergen eingefasst ist. Die weite Fläche ist mit schönen jungen Nadelholzwaldungen, mit Wiesen und gut gepflegten Feldern bedeckt. An ihre Ränder schmiegen sich ziemlich viele Dörfer. Auf einer sanften Bodenerhebung im Kessel ruht als Ruine Isticăn.

Am Südende der Ebene, wo die Berge aneinander schließen, erhebt sich recht hübsch die kleine Ortschaft und Militärstation Grab, der zwei Kulen auf den nahen östlichen Höhen vorgelagert sind.

❦

Von Grab über Črkvice nach Risano: 8 Reitstunden.

Von Grab führt eine seit kurzem vollendete Straße über Mrčine und Gruda nach Ragusa und Castelnuovo sowie ein Reitweg directe nach Risano. Der letztgenannte steigt entlang einer tiefen Schlucht den Berg hinan und verfolgt dann die östliche Richtung nach Črkvice.

Diese Route gewährt stellenweise Ausblicke auf das Meer und windet sich bald über bebuschte, verkarstete Hügel, bald wieder durch umfangreiche Vertiefungen im Boden an ein paar kleinen Ortschaften vorüber zum Kessel von Vrbanje, woselbst der äußerste Cordonposten auf hercegovinischem Boden, fast 1000 *m* über dem Meere, vereinsamt Wache hält.

Der Orien, der Luftlinie nach nur 5000 Schritte von da entfernt, ist durch vorliegende Höhen verdeckt.

Der Saumweg wird östlich dem Kessel besser und zieht bergauf durch einen schönen Buchenwald nach dem vom Orien südwärts abzweigenden Rücken, der die Hercegovina von Dalmatien scheidet und in der Höhe von 1594 *m* überschritten wird. Die Grenzstelle heißt Orienska lokva und trägt eine Steinpyramide, die dem Andenken an die Reise des verewigten Kronprinzen Rudolf gewidmet ist.

1600 Schritte nördlich davon steht der Orien, 1895 *m* hoch, gegenüber. Seine Verästungen sind schmale und schroffe Rücken, hie und da mit verkümmerten Nadelhölzern bewachsen.

Von Orienska lokva führt der Weg, nun vorzüglich erhalten, durch Buchenwaldungen am Hange des Veli-Kabdo, der von dem paral-

lelen Zuge der Pazua durch eine tiefe, fast schluchtförmige Einsenkung geschieden wird, abwärts nach Črkvice.

Man befindet sich auf dalmatinischem Boden, in der Krivošije, und wandelt lange Strecken wie in einem Parke. Vor dem Blicke liegen die mächtigen Felsgebilde dieses Landestheiles mit den starken Befestigungen, die man im Laufe des letzten Jahrzehntes anlegte, um Herr der Berge zu bleiben.

An Stelle des kleinen Wachhauses von Črkvice, das früher den Verbindungsposten zwischen Risano und dem seither demolierten Fort auf der Hochebene von Dragalj bildete, erhebt sich eine solid gebaute Kaserne, deren Besatzung die Wachen der umliegenden Forts bestreitet.

Äußerst lohnend ist ein Ritt von Črkvice auf der sogenannten Hochstraße über die Hänge des Veli vrh nach Grkovac. Auf demselben wird man durch reizende Fernsichten befriedigt, und es ist auch ein Leichtes, von dieser Straße aus den Veli vrh in sehr kurzer Zeit und mit wenig Mühe zu ersteigen, da ein guter Weg zum Gipfel abzweigt, auf dem man die ganze Krivošije und die Gefechtsfelder der Insurrectionsjahre 1869 und 1882 überschaut.

Von Črkvice führt auch ein schöner Reitweg über Ubli, Kameno nach Castelnuovo.

Diese zwei Wege sammt dem vorzüglichen Reitwege, der von Ledenice an Vranovo brdo vorbei nach Orahovac zieht, sind unter dem Namen „Hochstraßen" zusammengefasst.

Die Straße, welche von Črkvice an den Felsen von Napoda und an dem bekannt gewordenen Dorfe Knezlac vorüber nach der Bucht von Risano hinabführt, ist wohl in recht gutem Zustande, jedoch vermöge der vielen Schlangenwindungen über den steil geböschten Hang ermüdend und langweilig, besonders im Sommer, wenn die nackten Felsen, durch die Sonnenglut erhitzt, die Atmosphäre mit heißem Dunst erfüllen.

Von Risano aus kann man den zwei bis drei Stunden langen Weg nach Cattaro nur zu Pferd oder zu Fuß zurücklegen. Am bequemsten ist es, eine Barke zu mieten und sich fahrend an den unendlich schönen landschaftlichen Bildern zu ergötzen, mit denen die mannigfach gewundene Bucht von Cattaro überreich ausgestattet ist. Nach allen Richtungen tauchen hohe, kahle Felsberge schroff aus dem Meere empor. Auf dem grünen Küstensaume, wo Lorbeer, Granaten und Orangen gedeihen und viel dorniges Gestrüppe den Stein verdeckt,

reihen sich die Ortschaften vorherrschend katholischer Bevölkerung aneinander, und ruinenhafte Paläste in Menge erzählen von längst entschwundenen besseren Tagen.

Der schmale, ein Dreieck bildende Raum, auf dem Cattaro, von mittelalterlichen Festungsmauern umgürtet, zusammengedrängt ist, läſst eine Ausbreitung der Stadt nicht zu.

Wer dieselbe nach vielen Jahren heutzutage wiedersieht, dem müssen gewisse Veränderungen auffallen.

Die Gassen und Plätze haben an Sauberkeit gewonnen und die Gartenanlagen auf der Marina, dem Promenadeort der Cattareser, Verschönerungen erfahren.

Der Namenszug des Fürsten der Schwarzen Berge, der früher — sonderbar genug — von den Bocchesen auf den nationalen Kappen getragen werden durfte, ist allein noch bei den Montenegrinern zu sehen, die den Bazar der Stadt nur mehr in geringer Zahl besuchen.

Das italienische Idiom, welches einst häufig zu hören war, erklingt seltener, und die Aufschriften der Gassen und Geschäftsläden sind nun durchaus serbisch-croatisch und tragen die Lettern des heiligen Cyrill.

Ähnlich ist es in Ragusa, dessen stolze Paläste, schöne Villen und Gärten an die Wohlhabenheit der goldenen Dogenzeit erinnern.

Selbst der Stradone, die breite Corsostraße, ist nur mehr der Überlieferung nach als solcher bekannt, denn die ehemals welschen Aufschriften sind alle der südslavischen Bezeichnung gewichen.

Auch in Spalato ist das italienische Element in den Hintergrund gedrängt worden.

Wenn man aus Süddalmatien nach dem Innern der occupierten Provinzen gelangen will, so ist es am bequemsten, die schmalspurige Bahn von Metkovich nach Sarajevo zu benützen, deren letztes Stück erst im August 1891 dem Verkehre übergeben wurde.

Auf der Fahrt von der Mündung der Narenta aufwärts bis Metkovich kann man die Fortschritte wahrnehmen, welche die kostspielige Regulierung der Narenta bisher erzielte. Das breite Thal, das vor Jahren einem unabsehbaren Sumpfe glich, bildet im Sommer eine grüne Ebene, auf der streckenweise Feldbau betrieben wird. Große Flächen schwimmenden Terrains müssen infolge weiterer Entwässerungsarbeiten noch festen Boden gewinnen. Thatsache ist es, daſs die Versumpfungen jetzt nur mehr zur nassen Jahreszeit zutage treten und die Gegend von Metkovich, ehemals als Fiebergegend bekannt, ihren gefährlichen Charakter abgelegt hat.

Die Fahrordnung der Bahn nach Sarajevo bringt es mit sich, dass man in Mostar nicht früh genug anlangt, um am selben Tage die Fahrt über den Iwan fortsetzen zu können.

Dem Reisenden ist dadurch die Gelegenheit geboten, die interessante Hauptstadt der Hercegovina näher zu betrachten mit ihren rein gehaltenen Gassen und mit den Häusern, die im Gegensatze zu jenen Bosniens aus Stein erbaut und mit Steinplatten gedeckt sind; er findet auch Muße, die mächtigen Gebirge ringsum anzustaunen, deren zerklüftetes Gestein sich im Veleš bis nahezu 2000 *m* erhebt.

Für den unfreiwilligen Aufenthalt in Mostar entschädigt das Hotel „Narenta", das von der Landesregierung erbaut wurde und, mit aller Behaglichkeit ausgestattet, schon vermöge seiner günstigen Lage zum Besuche einladet.

Das schluchtförmige Thal der Narenta ist reich an fesselnden Partien. Kunstvoll gebaut ziehen Bahn und Straße von Mostar bis Konjica entlang dem tief eingeschnittenen Flusse. Die Stelle an der Einmündung der Rama, die aus enger Schlucht hervorbricht, ist von unvergleichlicher Schönheit, und in den kurzen Thalweitungen von Jablanica aufwärts bis Konjica kommt das majestätische Hochgebirge der Prenj planina, bis über 2100 *m* hoch, in seiner ganzen Pracht zur Geltung.

Die Landesregierung hat in Würdigung der reizvollen Lage von Jablanica dort ein mit allem Comfort eingerichtetes, mäßig großes Hotel erbauen lassen und der Örtlichkeit weitere Hilfsquellen eröffnet, um ihr Aufschwung zu verschaffen. Jagd und Fischerei versprechen jetzt schon reichlichen Erfolg, und Erholungsbedürftige finden in der reinen Gebirgsluft, die man da athmet, die erwünschte Erquickung.

Von Konjica an bewältigt die Bahn anfangs sanft, dann steiler ansteigend den Iwan, den sie 800 *m* über dem Meere mittelst eines 700 *m* langen Tunnels durchfährt. Das angewandte System ist das Roman Abts und bringt die Adhäsion mit dem Zahnrade in Verbindung. Die Strecke, auf welcher es zur Anwendung kommt, beträgt 18 *km* und dürfte dermalen noch die längste dieser Art in Europa sein.

Vom nördlichen Hange des Iwan senkt sich die Bahn allmählich zum Bosna-Thale. Die Formen der bewaldeten Berge sind sanfter gestaltet, und die anmuthigen bebauten Thäler mit ihren hübschen Ortschaften erinnern an Gegenden der schönen Steiermark.

An Ilidže vorüber, das in den letzten Jahren mit erheblichen Kosten zu einem Luxusbade und Ausflugsorte der hauptstädtischen Bewohner umgestaltet wurde, erreicht man Sarajevo.

❦

Sarajevo.

Die Metropole Bosniens und der Hercegovina hat im Laufe der letzten Jahre einen bedeutenden Aufschwung genommen.

Eine große Anzahl hübscher und ansehnlicher Gebäude, dem Bedürfnisse der öffentlichen Ämter dienend, ist neu entstanden. Der nach Nutzen spähende Unternehmungsgeist hat eine Menge europäischer Wohnhäuser geschaffen. Dem katholischen Cultus hat man eine von außen prunklos, im Innern weihevoll ausgestattete Kathedrale erbaut; eine sehenswerte Scheriatsschule im maurischen Stile wurde aufgeführt und gleich der restaurierten Begowa-Moschee nach berühmten Vorbildern orientalischer Ornamentik bemalt. Zu den vornehmsten baulichen Zierden der Landeshauptstadt gehört das prächtige Magistratsgebäude, das erst in jüngster Zeit seine Vollendung gefeiert hat. Dem Bedürfnisse der leidenden Menschheit wurde durch den Neubau eines weitläufigen, nach dem Pavillonsysteme angeordneten Civilspitals Rechnung getragen; das türkische Bad Ghazi-Isabeg wurde umgestaltet und mit allem Comfort eingerichtet. Auch wurde eine ansehnliche Strecke des rechten Miljačka-Ufers durch einen neuen, soliden Quai verschönt.

Ein vor wenigen Jahren gegründetes Landesmuseum bereichert sich allmählich durch wertvolle Sammlungen, welche der Bevölkerung die culturelle Entwicklung Bosniens und der Hercegovina und deren Schätze aus den verschiedenen Naturreichen vor Augen führen, und damit die heimische Kunst in Erzeugung von Teppichen, Filigran- und Tauschierarbeiten systematisch gehoben werde, hat man einschlägige Fachschulen errichtet, die von befähigten Männern geleitet werden.

Zieht man in Betracht, dass die Stadt mit einer Leitung trinkbaren Wassers versehen wurde, dass gewiss manche Schöpfung der letzten Zeit dem Autor dieser Schilderungen unbekannt geblieben ist, und dass das Walten europäischer Einrichtungen sehr häufig sich bemerkbar macht, so lässt sich nicht verkennen, dass sich der mächtige Geist des Fortschrittes in Sarajevo Bahn gebrochen hat.

Der Fremde, der an einem schönen Sommertage dort ankommt und das buntbewegte Straßenleben überblickt oder eine der Höhen besteigt, welche die Stadt nahe umgeben, und das von der Miljačka

durchflossene Durcheinander von Hütten und Häusern, von Dschamien mit ihren Minarets, von Friedhöfen, Kirchen und Gärten überschaut, wird bestochen durch die Eindrücke, die sich in rascher Folge ihm aufdrängen.

Bei näherer Betrachtung schwindet wohl manches von dem Zauber, der die Sinne befangen macht. Demungeachtet ist die Stadt Sarajevo die Perle im weiten Occupationsgebiete vermöge ihrer Größe, ihrer mannigfachen Hilfsquellen und des günstig entwickelten gesellschaftlichen Lebens, das sie vorzugsweise einer zahlreichen Beamtenschaft der Landesregierung, den Garnisonstruppen und den dort residierenden fremdländischen Consuln zu danken hat.

Man würde indes fehlgehen, wollte man aus den angenehmen Eindrücken, die man auf einem Ausfluge nach Sarajevo empfängt, ebenso günstige Schlüsse ziehen hinsichtlich der Existenz im ganzen Lande.

In den bedeutenderen Städten, in denen auch Familien von Beamten und Officieren ihren Aufenthalt nehmen können, gestaltet sich das gesellige Zusammenleben zuweilen recht vortheilhaft; in den kleineren Ortschaften dagegen sind die Herren fast ausschließlich auf den Umgang untereinander angewiesen. Diese Zustände erinnern an die Zeit, da österreichische Truppen noch in Italien garnisonierten und die schwarzgelben Grenzpfähle entlang dem Po hinliefen.

Der Verkehr mit den gebildeten Welschen war damals zur Seltenheit geworden, weil das Streben nach nationaler Unabhängigkeit die Gemüther erfasst hatte und man den Soldaten als das Werkzeug der Tyrannei betrachtete; demungeachtet wandte das zarte Geschlecht dem Kleide aus zweierlei Tuch gar oft seine Sympathien zu. In den occupierten Ländern dagegen ist die männliche Bevölkerung, ganz abgesehen von ihren Zukunftsträumen, auf so niederer Bildungsstufe, die Frauenwelt so hermetisch abgeschlossen, dass an den Verkehr mit derselben nicht zu denken ist.

Italien, einem herrlichen Garten gleichend, dem Mutter Natur seit jeher mit vollen Händen ihre Gaben spendet, nach allen Richtungen von prächtigen Straßen, Wegen und nutzbringenden Wasserläufen durchzogen, bot gar viele Reize des Aufenthaltes, während die Länder zwischen der Save, der Drina und den dinarischen Alpen wohl reich sind an landschaftlichen Schönheiten, aber, entvölkert und verwildert durch zahllose Kämpfe um persönliche Interessen und herabgekommen durch vierhundertjährige osmanische Misswirtschaft, noch vieler Decennien der Pflege und des Zuwachses an gebildeten Menschen be-

dürfen, um die Einflüsse der Vergangenheit vollends verschwinden zu machen.

Unstreitig ist für Bosnien und die Hercegovina unendlich viel geschehen, nicht nur in den ersten Zeiten der Occupation durch die außerordentlichen Leistungen der Truppen sondern auch in weiterer Folge dank der geistvollen Einwirkung des Reichsfinanzministers v. Kállay, und es bringt jedes Jahr neue Marksteine der rastlos fortschreitenden Cultur. Eisenbahnen, Straßen, Brücken und Kirchen wurden gebaut, Schulen und Spitäler errichtet und Verbesserungen aller Art zum Wohle der Bevölkerung ins Leben gerufen.

Das Land ist in der glücklichen Lage, fast seine gesammten Einkünfte zum eigenen Nutzen verwenden zu können.

Die Bevölkerung ist ohne Unterschied der Confession von natürlichem Anstande, bedürfnislos, nüchtern und moralisch in ihrem Lebenswandel. Von orientalischer Pracht ist selbst bei sehr vermögenden Leuten nichts zu erblicken. Wer tausend Gulden im Jahre zu verzehren hat, gilt schon als ziemlich wohlhabend. Barmittel pflegt man in Gold umzuwandeln und unverzinst aufzuheben. Der eigene Vortheil geht den Eingeborenen über alles.

Die Bewohner des Landes scheiden sich in Beziehung auf Religion in zwei Theile, die dem Anscheine nach friedlich nebeneinander leben.

Unter den christlichen Serben sind namentlich jene in größeren Ortschaften artig, geschmeidig und auch bildungsfähig; aber die meisten derselben sind von nationalen Gelüsten erfüllt, die in dem Wunsche nach Verschmelzung Bosniens und der Hercegovina mit einem südslavischen Reiche ihren Ausdruck finden.

Die Mohamedaner sind zurückhaltend und verschlossen, aber höflich, wenn man mit ihnen zu verkehren versteht. Die bei uns sehr ausgeprägten Abstufungen in der Gesellschaft sind ihnen nahezu fremd. Die zahlreichen, sehr oft unbemittelten Begs erinnern an den dicht gesäten, häufig verarmten Adel Italiens.

In Bosnien und in der Hercegovina fügen sich die Mohamedaner schweigend in die ihnen auferlegten Verhältnisse; ihre ehemals bevorzugte Stellung ist — zum mindesten theoretisch — der allgemeinen Gleichberechtigung gewichen. Leider ist es nicht möglich, zwischen den Satzungen des Korans und der durch Bildung und Sitte geklärten abendländischen Weltanschauung einen Einklang herzustellen. Überall, wo der Islam seine Stätte hat, findet man den gleichen theilnahms-

losen Sinn seiner Bekenner. „Wie Allah will," lautet der Wahlspruch, unter welchem die Türken ihr träg-beschauliches, rauchendes und kaffeeschlürfendes Dasein führen. Sie pflegen weder die edleren Handwerke noch die schönen Künste. Fast alles, was heutzutage an umfangreicheren Baulichkeiten unter ihnen geschaffen wird, oder was sie zur Behaglichkeit des Lebens benöthigen, geht aus den Händen von Europäern hervor.

Die Mohamedaner bilden nahezu die Hälfte der Bevölkerung in den verwalteten Landschaften. Sie sind das conservative Element in denselben und stellen gewissermaßen den Serben gegenüber ein Gleichgewicht her, mit dem man zu rechnen scheint, das aber nicht allzu hoch in Anschlag zu bringen ist. Ihre Herrschaft daselbst hat für unabsehbare Zeiten ein Ende erreicht, und darum läge es in ihrem Vortheile, unter dem Schirme Österreich-Ungarns den Segen des Friedens andauernd zu genießen. Frei vom slavischen Größenwahne ihrer serbischen Mitbürger, dürften die bemittelten Mohamedaner bei gewaltsamen Versuchen nach Erweiterung und Befestigung nationaler Macht auf der Balkanhalbinsel sich vorerst zuwartend verhalten. Wenn sich die Aussichten für die Occupationstruppen günstig gestalten, kann es sein, dass sie sich bereit finden werden, die Scholle, die sie von den Vätern geerbt, zu vertheidigen.

Die Verwaltung des Landes, welche beim Einmarsche der k. u. k. Truppen im Jahre 1878 einem Wirrsal glich, musste in der ersten Zeit militärischen Händen anvertraut werden. Lange war die Fortdauer solchen Zustandes nicht möglich, wollte man Reibungen zwischen bürgerlichen und militärischen Interessen vermeiden, und man hat die Verwaltung daher nach dem Muster der österreichischen Einrichtungen gestaltet. Die Zügel der Landesregierung befinden sich derzeit noch in den Händen des Befehlshabers der in den besetzten Gebieten garnisonierenden Truppen.

Die in Bosnien und in der Hercegovina dienenden Beamten stammen mit geringen Ausnahmen aus Österreich-Ungarn. Junge Elemente, dem Adel angehörend, haben sich in dem Streben, im politischen Dienste Carrière zu machen, um die Verwendung im Occupationsgebiete beworben. Die an der Spitze der Regierung und der Verwaltungsagenden stehenden Beamten sind reichlich, die übrigen ungefähr wie in Österreich-Ungarn besoldet. Sie entbehren der Quinquennialzulage, dagegen ist für sie die Dienstzeit zur Erlangung des vollen Gehaltes als Pension auf nur 35 Jahre festgesetzt.

Den Angehörigen des Militärstandes behagt der Aufenthalt im Occupationsgebiete häufig besser als der in den kleinen Garnisonsorten Galiziens, Südtirols und anderer Gegenden der Monarchie. Der Soldat fühlt sich dort vermöge der vielseitigen Anforderungen, die an ihn herantreten, mehr in seinem Berufe, seine Arbeit hat mit dem Paradewesen der großen Garnisonsstädte des Inlandes nichts gemein.

Die Officiere und Militärbeamten im Lande genießen einen Subsistenzbeitrag, stehen aber nicht selten pecuniär minder günstig als in der verlassenen Garnison des Inlandes. Durch den Dienst nach jenen Gegenden berufen, müssen sie die meisten ihrer Bedürfnisse aus dem Inlande decken. Die Frachtauslagen sind sehr hoch, und da für jedes Postpaket nicht nur die Gebür für die Monarchie sondern auch für das Occupationsgebiet entrichtet werden muss, überschreitet das Postporto nicht selten den Wert des gesandten Gutes. Jede Zeitungsnummer des Inlandes muss mit einem Kreuzer bosnischen Stempels versehen werden, der dem Empfänger zur Last fällt. Durch die Einführung der Verzehrungssteuer, welche den Gemeinden zugute kommt, ohne dass diese sich zu Gegenleistungen bequemen, ist ein weiterer Abzug geschaffen. Den Soldaten kommt überhaupt alles theurer zu stehen, denn der Einheimische sagt: „Der Schwaba hat Geld, mithin soll er zahlen."

In den kleinen, dem Verkehre entrückten Ortschaften mangelt die Gelegenheit, sich irgendeine Annehmlichkeit zu verschaffen, und wenn sich infolge dessen hie und da kleine Ersparnisse im persönlichen Haushalte ergeben sollen, so müssen sie stets mit Entsagung erkauft werden. Demungeachtet wurde wiederholt an den Bezügen der Truppen in den occupierten Provinzen gerüttelt.

Die Neider schicke man hinab nach Bosnien oder in die Hercegovina, aber nicht nach Sarajevo, Mostar, Banjaluka oder Dolnj-Tuzla, wo auch verwöhnte Geschöpfe ein behagliches Dasein sich schaffen können, sondern nach Avtovac, Bilek, Čelebič, Foča, Gacko, Kalinowik, Korito, Prača, Rogatica, Srebrenica, Vlasenica und wie die Nester alle heißen, oder nach einem der abgelegenen Cordonposten; man lasse sie arbeiten in der Tretmühle des aufreibenden Dienstes, im Sommer bei versengender Hitze, im eisigen Winter bei klafterhohem Schnee; man lasse diese Leute, die es lieben, die schönere Seite der Welt zu betrachten und üppig zu genießen, bei bescheidener, abwechslungsloser Kost in einem schlecht verwahrten Türkenhause wohnen ohne Freude, ohne Anregung von außen, und sie werden, auch wenn sie von Magenkatarrh und Rheumatismus verschont geblieben, sich gewiss zur Ansicht

bekehren, dass die Soldaten im occupierten Lande keineswegs im Überflusse schwelgen.

Die Kreis- und Bezirksbehörden im Lande und die denselben angegliederten Gerichtsämter sind mit allen Organen ausgestattet, die zur staatlichen Überwachung der Gemeinde- und Unterrichtsangelegenheiten, des Bau-, Sanitäts- und Forstwesens sowie zur Aufbringung der Landesmittel nothwendig sind.

Bei den Gerichten wurde eine neue Strafprocessordnung mit dem Anklageverfahren seit zwei Jahren eingeführt.

Das Post- und Telegraphenwesen bildet noch immer eine militärische Einrichtung, die regelmäßig und verlässlich amtiert.

Das Volksschulwesen, unter den Türken kaum bestehend, wurde nach Art der Schulen in Österreich-Ungarn organisiert. Der Schulbesuch ist Pflicht. Die Schulen sind mit allen Behelfen ausgestattet, um die geistig begabte Jugend auch durch Anschauung zu unterrichten. Zur Heranbildung tüchtiger Lehrer besteht eine Schule in Sarajevo.

Für den Nachwuchs an katholischen Weltgeistlichen sorgt das Seminar in Trawnik; Cleriker der griechisch-orientalischen Confession genießen ihren Unterricht in dem Institute zu Reljevo bei Dwor.

Selbstverständlich wird darauf gehalten, dass die jungen Leute, welche berufen sind, als Lehrer oder Priester unter das Volk zu treten, von dankbaren Gesinnungen gegen das Kaiserhaus und die Regierung erfüllt seien.

Die öffentliche Sicherheit in den Städten und auf dem Lande läst nichts zu wünschen übrig; jedenfalls ist sie nicht mehr gefährdet als in den civilisierten Gegenden Österreich-Ungarns. Seit dem Beginne der Occupation hat das bis dahin üblich gewesene Tragen der Waffen, welches vorzugsweise den Mohamedanern gestattet war, ein Ende genommen. Der Sinn für Ordnung und die Achtung vor den für jedermann gleich geltenden Gesetzen ist zum Gemeingute der Bevölkerung geworden.

Die Agrarfrage, welche so oft zu blutigen Aufständen führte, ist wohl noch immer nicht beseitigt und kann auch niemals so gelöst werden, wie es der christlichen Bevölkerung am besten gefiele. Haben sich auch seit der österreichischen Verwaltung eine Menge von Landbewohnern zu freien Bauern emporgeschwungen namentlich in Gegenden, wo der Tabakbau in ausgedehntem Maße betrieben wird, so ist in der That der größte Theil vom Boden des Landes in den Händen der Mohamedaner, die ohne Anstrengung von dem leben, was der Kmet im Schweiße der Arbeit erwirbt.

Die Willkürlichkeiten und Bestechungen vergangener Tage haben aufgehört.

Der Ackerbau, welcher unter den Türken sehr vernachlässigt war, entwickelt sich immer besser im Lande. Bis an die höchsten Bergtheile hinauf trachtet man den Boden allmählich urbar zu machen. Leider sind die dazu verwendeten Geräthe zu unvollkommen, um die Felder nutzbringender herzurichten. Die Zahl der Einfriedungen, welche zum Schutze der bearbeiteten Parcellen hergestellt werden, wächst von Jahr zu Jahr, und der Dünger, dem man früher gar keinen Wert beilegte, findet nun reichliche Verwendung.

Kmeten, die sich frei machen wollen, erhalten, wenn die Umstände es zulassen, von der Regierung die nöthigen Mittel unter günstigen Bedingungen vorgestreckt.

Dem Nothstande abzuhelfen und die Bevölkerung vor dem wucherischen Treiben der Getreidehändler zu schützen, hat die Regierung in jedem Bezirke Unterstützungsfonds ins Leben gerufen, denen sie namhafte Beträge aus Landesmitteln als Grundcapital widmete, und welche dazu dienen, Bedürftigen gegen sehr mäßige Zinsen Vorschüsse zu verabfolgen.

In Mustergärten, deren Zahl in letzter Zeit zugenommen hat, wird der Bevölkerung vor Augen geführt, wie man Obst- und Nutzbäume zieht und veredelt, und damit die Verwertung der schmackhaften heimischen Zwetschken gefördert werde, ist man an die Errichtung zahlreicher Dörröfen nach dem Systeme Cazenille geschritten.

Das Bedürfnis nach gutem Baumateriale hat an manchen Orten im Lande zur Errichtung von Ziegelöfen den Anlass geboten.

Für Jäger gibt es im Hochgebirge, ja selbst im hohen verkarsteten Mittelgebirge Gemsen, Adler und Geier in Menge; Bären, Wölfe, Füchse, Wildschweine, Rehe in großer Zahl halten sich in den ausgedehnten, schwer gangbaren Wäldern auf, doch ist es nicht leicht, das Wild aufzusuchen und zu verfolgen.

Edle Fische finden sich in den meisten Gewässern vor; die Einheimischen wissen dieselben nicht zu schätzen und verstehen es nicht, sich mit der Fischerei systematisch zu befassen.

Die Pferdezucht steht nicht auf hoher Stufe. Man versucht zwar derselben durch ärarische Beschälstationen aufzuhelfen, doch sind die Erfolge noch nicht recht bemerkbar geworden. Halbwegs ansehnliche und hübsch gebaute Pferde sind selten anzutreffen und müssen theuer bezahlt werden. Der Bedarf für die im Lande garnisonierenden Truppen

hat die Preise in die Höhe getrieben. Immerhin muss man über die Zähigkeit und das Leistungsvermögen der kleinen landesüblichen Klepper staunen.

Seit der Entwicklung des Straßennetzes in den occupierten Ländern hat auch der Gebrauch der Fuhrwerke, die man früher fast gar nicht kannte, einen Aufschwung genommen, sei es zu Gütertransporten, zu Reisezwecken oder zu Vergnügungsfahrten, und mancher wohlhabende Eingeborene, der früher seine Ausflüge nur zu Ross unternahm, bedient sich heutzutage der bequemen modernen Kutsche. Deren Bespannungen stammen wohl fast ausschließlich aus Österreich-Ungarn.

Der Rennsport, nach landesüblicher Weise zuweilen betrieben, gehört zu den Vergnügungen, denen das Volk mit großem Interesse beiwohnt. An dem großen Distanzritte, der im Jahre 1893 veranstaltet wurde, und für den man bedeutende Prämien bewilligte, haben sich viele Einheimische mit glücklichem Erfolge betheiligt, und durch die jüngst für Sarajevo ausgeschriebenen Rennen, bei denen ungewöhnlich hohe Preise den Siegern zufallen, rückt die Landeshauptstadt in die Reihe der größeren Rennplätze Österreich-Ungarns ein.

Die Nahrungsmittel sind mit Rücksicht auf ihre Qualität nicht billig zu nennen. In den Ortschaften an der Bahn oder entlang der Heeresstraße trifft man zumeist befriedigende Kost; abseits davon muss man sich an Genügsamkeit gewöhnen, weil die Zufuhr schwierig ist und die Victualien vertheuert. Die bosnischen Rinder sind verkümmert. Butter ist gar nie, Kalbfleisch nur selten und stets in minderer Güte zu bekommen, und an dem übelriechenden einheimischen Schaf- und Schöpsenfleische finden unter den Fremden die wenigsten Gefallen. Es gibt indessen auch Landwirte, die sich zur Veredlung der einheimischen Race Zuchtvieh aus unseren Alpengegenden kommen ließen.

Seit der Occupation haben sich viele mittellose Geschäftsleute aus dem Innern der Monarchie in Bosnien und in der Hercegovina niedergelassen. Die Hoffnung auf reichen Gewinn lockte sie in diese Länder, deren arme und bedürfnislose Bewohner dem fremden Kaufmann keinen Nutzen zuwenden. Nur in Orten, wo Familien von Beamten und Officieren wohnen, finden diese Kaufleute mäßigen Absatz. Sie führen zumeist schlechte Ware und verlangen dafür hohe Preise. Die Gastwirte in den kleinen Stationen, gleichfalls nur vom Besuche der Europäer lebend, fristen daher oft ein recht sorgenvolles Dasein.

Etwas mehr als anderthalb Decennien sind seit der gewaltsamen Besetzung Bosniens und der Hercegovina verflossen. Kurz zuvor wüthete

die Insurrection in diesen türkischen Provinzen, und Tausende von Hercegovzen flüchteten nach dem Küstensaume Süddalmatiens, wo sie Unterkunft, Unterstützung und sonstige Hilfe fanden, während die durch ihr Glaubensbekenntnis in zwei Lager gespaltene Bevölkerung dieses Kronlandes durch den wechselvollen Gang der kriegerischen Ereignisse auf dem nahen Gebiete des stammverwandten Volkes in Mitleidenschaft gezogen war.

Am empfindlichsten waren die Kreise von Ragusa und Cattaro betroffen, wo das karsterfüllte Land in einen schmalen Streifen ausläuft, auf der einen Seite bespült von den Fluten der Adria, auf der anderen durch die Zollgrenze abgeschlossen gegen die fremden Gebiete, der Bedingungen entbehrend, welche vielleicht imstande gewesen wären, den volkswirtschaftlichen Aufschwung dieser Gegenden zu fördern.

Aber auch die wiederholten früheren Versuche zur Abschüttlung der türkischen Herrschaft in Bosnien und in der Hercegovina machten Dalmatien erzittern und traten seiner friedlichen Entwicklung störend entgegen.

Die Besetzung der genannten türkischen Provinzen war daher ein leider verspäteter Act der dringendst gebotenen Selbsthilfe, wollte man Dalmatien der Monarchie erhalten, seiner buchtenreichen Meeresküste ein Hinterland geben und in dem Dreiecke zwischen der Save und den dinarischen Alpen den fortwährenden Ruhestörungen einer feindlich gesinnten Partei ein Ende bereiten, welchen die Türkei nicht mit zureichender Kraft entgegenzutreten vermochte, und welche den Frieden der Nachbarländer fortwährend gefährdeten.

Die Gründe, welche zur Besetzung Bosniens und der Hercegovina führten, zwingen uns, diese Provinzen auch fortan zu behalten, trotzdem dem slavischen Osten die bestehende Staatengruppierung auf der Balkanhalbinsel und ihre ruhig fortschreitende Entwicklung nicht zusagen, ein Zustand, der vermöge des Gegensatzes des orthodoxen Griechenthums zu den abendländischen Weltanschauungen an das mittelalterliche widerstrebende Verhältnis des Byzantinismus zum Imperium Romanum erinnert.

Wohl jedermann theilt die Überzeugung, dass Österreich-Ungarn die Provinzen, in denen es sich festgesetzt, auch in Zukunft behalten müsse. Der dauernde Anschluss an das große dualistische Reich in irgendeiner Form könnte jeder Unsicherheit in dem Herzen der Einheimischen über ihre Zugehörigkeit und ihre Pflichten ein Ende machen. Er würde Bosnien und die Hercegovina fester an die an stammver-

wandten Völkern reiche Monarchie kitten und die noch schlummernde Schaffensfreudigkeit im bemittelten Theile des Volkes zu frischerem Muthe beleben.

Letzteres ist für die Einrichtungen eines Verfassungsstaates freilich noch lange nicht geschaffen. Der gerade, nüchterne Sinn der Landesbewohner befreundet sich überhaupt leichter mit einem ehrlichen Despotismus als mit dem verwickelten Apparate einer parlamentarischen Regierung, und wenn irgendwo die geflügelten Worte: „Regis voluntas suprema lex", welche vorzeiten den lebendigen Geist der Deutschen so sehr erregten, ihre praktische Anwendung finden können, so ist es in Bosnien und in der Hercegovina.

Der friedlichen Entwicklung dieser Länder schädlich ist der kleine unverlässliche Anrainer im Süden, der griechisch-orthodoxe Pionnier für südslavische Bestrebungen, der für unzufriedene Elemente immer ermuthigende, trostverheißende Worte in Bereitschaft hält und bei seinen Landsleuten die Hoffnung nährt, zum mindesten die Hercegovina und das Land bis ans Meer leichten Kaufes zu erwerben.

Beutelüstern schielen diese schon seit langem nach den Häusern und Grundstücken von Katholiken und Türken, die ihnen eines Tages als Belohnung für ihre Dienste in den Schoß fallen müssten. Zwingen die gegenwärtigen Verhältnisse auch zur Geduld, so ist man doch sicher, dass sich das zu erwerbende Gebiet in der Zeit des Zuwartens mit neuen Straßen, Bahnen und sonstigen Verbesserungen bereichern werde.

Mit dem immer gehätschelten Ländchen, dessen Bewohner für das vom großen Doppelreiche stets bethätigte Wohlwollen kein Gedächtnis zu besitzen scheinen, müsste im Interesse des dauernden Friedens schon längst abgerechnet worden sein. Leider hat man die günstige Zeit stets unbenützt vorüberziehen lassen.

❦

Dem Soldaten bietet der Aufenthalt in den occupierten Ländern die allerbeste Vorbereitung für den Krieg. Streifcommanden und zahlreiche Patrouillen verkehren namentlich im südöstlichen Theile derselben auf weiten, beschwerlichen Wegen und erklimmen die höchsten Berge, solange die Witterung dies überhaupt gestattet; jede Übung führt hinauf auf steile Höhen, kostet Schweiß und stellt ernste Anforderungen an die physische Kraft. Wenn nicht der Waffendienst die Leute in Athem erhält, so werden sie zu allerlei Arbeiten verwendet, deren jede Jahreszeit andere erfordert.

Im edlen Wetteifer trachtet jedermann, das Möglichste zu leisten. Die Pflege der Gemüsegärten und der Anpflanzungen um die Kasernen, Wegherstellungen und Schanzenbau, das Holzfällen für Bauzwecke, die Eisgewinnung und das Freimachen verschneiter Wege im Winter und viele andere Beschäftigungen bis zur obligaten Schulung der Kriegshunde nehmen die Zeit vollends in Anspruch. Es ist ein ewiges Erneuern und Verbessern, womit der erfinderische Sinn der Truppen sich befasst, sich selbst zum Nutzen und der Bevölkerung in civilisatorischer Hinsicht zum Vorbilde.

So werden die Soldaten findig, selbständig und befähigt, auf dem schwierigen Boden des Occupationsgebietes dem voraussichtlichen Feinde gegenüberzutreten. Der günstige Erfolg wird nicht ausbleiben, wenn man klug und vorsichtig darauf verzichtet, den Stier bei den Hörnern zu fassen und auf diese Art in die Fehler der Türken zu verfallen.

Wer Lust hat, diese Länder zu sehen, der wähle die Monate des Frühlings oder des Herbstes und versehe sich mit einem Empfehlungsschreiben, weil es der gastfreundlichen Aufnahme, wo solche gesucht werden muss, zustatten kommt.

Den Vergleich mit Österreichs herrlichen cultivierten Alpenländern halten die wilden Berge Bosniens und der Hercegovina nicht aus. Dem fremden Beschauer drängt sich jedoch häufig der Gedanke auf, dass die Bedingungen zur Wohlfahrt vorhanden sind und es nur eines arbeitsliebenden, intelligenten Volkes bedarf, die Schätze des Bodens zu heben.

Der Reisende trifft zwar selten den Comfort, der anderwärts geboten wird, doch findet er Genuss an dem Einblicke in die Verhältnisse des Orients und Reiz an den vielen, stets wechselnden Eindrücken, welche die Natur in ihrer Eigenart in reichem Maße bietet.



Friedrich Smetana.

Von

Bronislav Wellek.

Prag.

Einleitung.

Man braucht nicht ein vom Fett alter ruhmvoller Traditionen zehrender österreichischer Patriot zu sein, um zuzugeben, dass Österreich im Geistesleben der Nation, welche die deutsche Zunge spricht, eine

selbständige und zuzeiten hervorragende Stellung eingenommen hat. Man braucht sich nicht erst auf die muthmaßliche Entstehung des Nibelungenliedes, auf das Wirken der stattlichen Schar mittelalterlicher Minnesänger zu berufen, man braucht nicht den gefeierten Namen Grillparzers, den manche neben den Schillers und Goethes stellen wollen, zum Beweis für das erfolgreiche Mitwirken des deutschen Österreich an der großen Culturarbeit des deutschen Volkes heranzuziehen, sondern es genügt, irgendein Capitel der Musikgeschichte aufzuschlagen, um sich zu überzeugen, dass Österreich geradezu der Sitz der Entwicklung der classischen Musik genannt werden kann. Welcher Ehrenplatz den Städten Wien und Prag als Kunststädten in der Geschichte der deutschen Tonkunst zukommt, ist ebenfalls zur Genüge bekannt.

Classische Perioden, Glanzperioden und goldene Zeitalter haben den einen Fehler gemein, dass sie nicht ewig währen. Will man schon, wie es so oft geschieht, die Entwicklungsgeschichte der Menschheit mit einer strömenden Flut vergleichen, so muss man sich erinnern, dass die sich aufbäumende Welle mit ihren Nachbarinnen Thäler bildet. Das Unstete im einzelnen und die Stetigkeit im ganzen ist das Charakteristische jeglicher historischen Entwicklung. Tausend dahingleitende, ineinander übergehende Wellen bieten dem Zuschauer den Anblick des Stromes. Die Verhältnisse in Österreich in Hinsicht auf dessen Bedeutung für die deutsche Tonkunst haben sich wesentlich verändert — die Tonkunst hat sich aber darum unbekümmert fortentwickelt.

Was nennen wir die classische Musik? Wodurch unterscheidet sie sich scharf von der nachclassischen Tonkunst? Worin besteht die Macht Beethovens, dass sich die ganze Welt vor seinem Scepter beugt? Die classische Tonkunst, also vor allem die Musik Beethovens ist groß um ihrer selbst willen, ist die reine, hohe Kunst des Weltbürgerthums. Nachdem dieser Entwicklungsgang der Tonkunst auf seinem Höhepunkt angelangt war, wirkte und wirkt jedes Volk, das in der Musik etwas leistet, auf nationaler Grundlage weiter, so dass die nachclassische Periode im Gegensatze zur reinen, allgemeinen Kunst der Classiker sich in nationale Gruppen theilt, so die romantische und neuromantische Schule in Deutschland, die Veristen in Italien &c.

Da nun mit dem Wiedererwachen des czechischen Volkes in unserem Jahrhundert auch die Tonkunst dank hochbegabter Meister einen ungeahnten Aufschwung in Böhmen genommen hat, ist sie natur-

gemäß eine nationale, ein junger, lebensfähiger Trieb gleichsam, der auf den alten Stamm der classischen Musik gepfropft wurde. Das heißt: im Musikleben Österreichs, das sonst eine so bedeutende Rolle zu spielen gewohnt war, ist kein Stillstand eingetreten, wohl aber die große, in der Natur der Entwicklung begründete Veränderung, dass der Anstoß zum Schaffen von einer slavischen Nation ausgeht, bei der die Kunst auf nationalem Boden in Blüte steht. Das Erbe Mozarts und Beethovens treten Smetana und Dvořák an, deren Kunst eine nationale ist und eine nationale sein muss, wenn anders sie nach ihren hohen (classischen) Mustern etwas Neues hervorbringen soll.

Man muss also mit der Thatsache, dass es eine czechische nationale Kunst gibt, rechnen; daher weisen die Verhältnisse bei uns eine ganz veränderte Physiognomie auf. Wien ist die Theater- und Musikstadt par excellence geblieben, wenn sie auch heute mit sehr bedeutenden Rivalinnen um die Hegemonie im deutschen Kunstleben zu ringen hat; Prag ist von Dresden und München längst überflügelt, denn es ist für das Kunstleben keine deutsche Stadt mehr. Mit dem Wachsen und Erstarken des czechischen Elementes in der Kunst Böhmens, deren Mittelpunkt Prag als einzige große Stadt Böhmens ist, wird die Bedeutung Prags für das deutsche Kunstleben immer geringer, da an ein gemeinsames Zusammenwirken der beiden Nationen wie zu den Zeiten der vermittelnden Poesie eines Karl Egon Ebert oder Alfred Meißner heutzutage nicht mehr zu denken ist. So steht die Thatsache unleugbar fest, dass es nicht mehr eine böhmische Kunst sondern eine infolge der Minderzahl der Deutschen in Böhmen naturgemäß ein bescheideneres Dasein fristende deutsche und eine von der Lebenskraft eines jungen Volkes emporgetragene czechische Kunst gibt, dass beide, da die gegenseitige Verständigung der Deutschen und Czechen in Böhmen infolge des politischen Kampfes aufgehört hat, einander so fremd gegenüberstehen wie etwa die französische Literatur der russischen.

Allein wie zwischen Franzosen und Russen, obwohl sie ihrer Abstammung und ihren Territorien nach viel mehr einander fernstehen als die Deutschen und Czechen in Österreich, ein lebhafter Austausch ihrer geistigen Erzeugnisse stattfindet (man denke nur, wie viele Russen aus französischen Büchern einen großen Theil ihrer Bildung schöpften, und wie die Werke Turgeniews und Tolstois in Frankreich verbreitet sind), so ist auch ein solcher wünschenswert zwischen den beiden

Völkern, welche auf ein Zusammenleben in einem verhältnismäßig sehr engen Raume angewiesen sind und dem einen Staatswesen gemeinsam angehören. Es ist eine ganz verkehrte, dem Culturleben Österreichs höchst schädliche Politik, den zu einer nationalen Kunst vorgeschrittenen Schaffensgeist des czechischen Volkes als einen Eindringling zu betrachten, der, wenn er zu stark geworden ist, um verdrängt zu werden, beim Fortgang der Kunstentwicklung abseits vom Wege gelassen werden dürfte. Hat nun eine Verständigung auf dem Gebiete der Poesie wegen Mangels an guten Übertragungen ihre Schwierigkeiten, so fallen diese Bedenken bei den bildenden Künsten und bei der Musik im voraus weg.

Nun bedeutet der Name Friedrich Smetana das Um und Auf der Entstehung und Entwicklung der czechischen Musik, so dass mit der Darstellung seines Schaffens und Wirkens ein gutes Stück der Musikgeschichte eines Volkes gegeben wird, von dem nicht nur Österreich einen frischen, lebendigen Strom für die epigonenhafte Musik der letzten Zeit zu gewärtigen hat.

Der Zweck der folgenden Zeilen ist daher, den Leser mit dem Leben und Ringen dieses außerordentlichen Mannes bekannt zu machen, dessen Werke langer Zeit bedurften, um im eigenen Volke festen Boden zu gewinnen,[1]) und dem Musiker von Fach, dem die Quellen der Biographie Smetanas nicht direct zugänglich sind, die in der Biographie des Componisten gelegenen Voraussetzungen der Entstehung jeder größeren Composition mit authentischen Belegen sowie deren Stellung als Glied in der ganzen Kette seiner Schöpfungen möglichst deutlich zu machen, um ihm für ihre Beurtheilung die richtige Basis zu geben.

*

Lehr- und Wanderjahre.

Smetana war der Sohn eines wohlhabenden Brauers. Sein Vater, Franz Smetana, 26. October 1777 in Sádová geboren, hatte sich dem Binderhandwerk zugewandt und sich so viel erspart, dass er ein Brauhaus in Pacht nehmen konnte. Zur Zeit der Coalitionskriege

---

[1]) Das Material zur Biographie Smetanas findet sich in Eliška Krásnohorská, Bedřich Smetana (Hudební rozpravy č. 6. Prag 1885) und Dr. Karl Teige, Skladby Smetanovy (Prag 1893). Hierzu vergleiche zerstreute Beiträge von V. V. Zelený, unter dem Titel O Bedřichu Smetanovi jüngst zusammengestellt (Prag 1894), und den sehr instructiven Aufsatz von Prof. Ottokar Hostinský: O zpěvohrách Smetanových (Premie Umělecké Besedy v Praze na rok 1888).

lebte er in Preußisch-Schlesien als Brauhauspächter und erwarb sich ein bedeutendes Vermögen; nach seiner Rückkehr in die Heimat wurde er Brauer im fürstlich Dietrichstein'schen Brauhaus in Neustadt an der Mettau. Der Staatsbankerott vom Jahre 1811 traf auch das Vermögen Franz Smetanas schwer. Seit dem Jahre 1821 war er Brauer beim Grafen Waldstein in Leitomischl. Er war dreimal verheiratet. Während seine erste Gemahlin kinderlos gestorben war, entstammten der zweiten Ehe fünf, der dritten sechs Kinder. Aus der letzten Ehe mit Barbara Link (geboren 1792, gestorben 1864) stammt Friedrich Smetana als erster Sohn nach sechs Töchtern, am 2. März 1824 in Leitomischl geboren.

Sein musikliebender Vater ließ ihn von dem dortigen Lehrer Anton Chmelík schon in der zartesten Kindheit im Violin- und Clavierspiel unterrichten, wobei der Knabe schon frühzeitig staunenswerte Fähigkeiten entwickelte.

Schon als fünfjähriger Knabe spielte er die erste Violine in einem Quartett am Namenstage seines Vaters; öffentlich ließ er sich am Clavier im 7. Lebensjahre am 4. October 1830 hören, als in Leitomischl zu Ehren des Namensfestes Kaisers Franz I. eine Festakademie veranstaltet wurde.

Seine Studien machte er an deutschen Schulen, so in Neuhaus, wo sein Vater vom Jahre 1831 bis 1836 Brauer beim Grafen Czernin war, Iglau und Deutschbrod (1836 bis 1839), in welcher Gegend sich Franz Smetana auf einem eigenen Gütchen ansässig gemacht hatte (1836 bis 1845). In die vierte Gymnasialclasse wurde Friedrich an das Prager akademische Gymnasium geschickt, welches damals von Josef Jungmann, dem bekannten böhmischen Philologen, geleitet wurde (1839). Es ist interessant, dass damals Eduard Hanslick mit Smetana in derselben Classe die Schulbank drückte.

In Prag fand Smetana Gelegenheit, mit den hervorragendsten Musikwerken der damaligen Zeit bekannt zu werden, indem er sich als Studentlein unter die den vorzüglichen Militärconcerten auf der Sophieninsel lauschende Menge drängte, um, was er erhascht hatte, aus dem Gedächtnis für Streichquartett arrangiert niederzuschreiben. Auf diese Weise verschaffte er sich und seinen musikliebenden Genossen die nöthigen Noten. Außerdem componierte er damals schon Tanzstücke (meist Polkas) und Quartette, z. B. das Streichquartett in Des-Moll, von welchen Jugendcompositionen er eine oder die andere noch in späterer Zeit im Gedächtnis behielt.

Bei dem allen gieng es allerdings mit den Gymnasialstudien nicht recht vorwärts, so dass sich sein Vater veranlasst sah, ihn unter strenge Aufsicht zu stellen. In Pilsen war sein Vetter Josef Franz Smetana Professor an dem dortigen Prämonstratenser-Stiftsgymnasium, und dieser nahm ihn in das Convict auf (1840). Allein auch hier fand Smetana Gelegenheit, sich im Clavier zu üben und seine musikalischen Fähigkeiten zu zeigen. Einer seiner Professoren, Pater Beer, führte ihn sogar in Gesellschaften mit, die er durch seine schon damals auf einem hohen Grade der Vollendung stehenden Claviervorträge ergötzte. Er componierte wieder fleißig, meistens Tanzstücke für Clavier. Bezeichnend für den Charakter dieser seiner Jugendcompositionen und die Strenge, mit der sie Smetana selbst später beurtheilte, ist folgende Bemerkung, welche Smetana im Jahre 1848 bei einer Durchsicht älterer Compositionen auf das Titelblatt seiner Ouverture in C-Moll niederschrieb:

„In völliger Finsternis geistiger musikalischer Ausbildung componiert im Jahre 1842 zu Pilsen und vor dem Feuertode verschont bloß durch die Fürsprache der Eigenthümerin, die dieses Machwerk als Curiosität einer Naturcomposition aufbewahren wollte.“

Die Eigenthümerin dieses Machwerkes war Fräulein Katharina Ottilie Kolář (geboren 5. März 1827 in Klattau), seine nachmalige Gattin. Die beiden Familien hatten schon in Neuhaus in freundschaftlichem Verkehr gelebt. Friedrich kam nunmehr sehr häufig in das Haus der Familie Kolář, da sie indessen nach Pilsen übersiedelt war. Katharina lebte während dieser Zeit in Prag, wo sie bei Josef Proksch musikalischen Unterricht genoss; Smetana hatte nur während der Feiertage, die sie in Pilsen zuzubringen pflegte, Gelegenheit, mit ihr zu verkehren.

Endlich veranlasste im Jahre 1843 sein Vetter und Beschützer Professor Smetana selbst den Vater, den Jüngling zur Ausbildung im musikalischen Beruf, zu dem ihn die eminente Veranlagung gebieterisch drängte, nach Prag zu senden. In Prag war Smetana auf sich selbst angewiesen, da die Unterstützungen von den Eltern ganz spärliche waren. Doch nahm sich seiner die Familie Kolář an, und auf Zureden der Frau Anna Kolář wurde Smetana von dem vorzüglichen Compositionslehrer, dem blinden Josef Proksch (geboren 1794 in Reichenberg, gestorben 1864) unter die Zahl seiner Schüler aufgenommen. Jetzt erst konnte er sich systematisch musiktheoretische Kenntnisse aneignen. Aus seiner materiellen Nothlage wurde er aber durch

Friedrich Kittl (seit 1842 Director des Prager Conservatoriums) befreit, der ihn dem Grafen Leopold Thun (1797 bis 1877) als Musiklehrer empfahl (1844).

Während der vier Jahre, in welchen Smetana dieses Amt innehatte, brachte er einen großen Theil des Jahres mit der gräflichen Familie auf den Schlössern derselben zu Ronsperg und Neu-Benatek zu. Der Name der in der Nähe von Neu-Benatek (bei Jungbunzlau) gelegenen Waldeinsamkeit Bonrepos findet sich auf den meisten Compositionen dieser Zeit. Viele dieser Tonstücke sind Mitgliedern der gräflichen Familie gewidmet und dienen bloß Lehrzwecken. Daneben finden sich Lieder auf deutsche Texte. Und bei dem allen gieng es in seiner eigenen Ausbildung mit Riesenschritten vorwärts.

Aus dem Bisherigen kann man entnehmen, dass Smetana das Zeug zu einem trefflichen reproducierenden Künstler hatte, was durch seine spätere Thätigkeit als Kapellmeister bestätigt wird, und dass ihm außer einer natürlichen hervorragenden musikalischen Begabung ein — wie er es später selbst nennt — phänomenales Gedächtnis gegeben war. Unter der Anleitung des blinden Proksch wurde er durch seinen unermüdlichen Fleiß und seine künstlerische Selbstzucht, durch angestrengtes gründliches Studium der schwierigsten contrapunctischen Aufgaben, auf deren Durcharbeiten in allen möglichen Variationen er all seine Zeit und Mühe verwendete, zu eigenem ersprießlichen Schaffen befähigt; er wurde zum Componisten. Nach zwei Jahren setzte er seine theoretischen Studien noch weitere zwei Jahre selbständig fort, so dass wir ihm glauben dürfen, dass ihm später die schwersten contrapunctischen Wendungen in seinen Compositionen geradezu spielend gelangen. Nur die vorzügliche Schulung, die in unserer von Dilettantenhalbheit erfüllten Zeit jedem jungen Componisten zum Muster dienen könnte, war es, welche ihm zu der Zeit, als er von der Taubheit so arg heimgesucht wurde, ein ungestörtes Weiterschaffen ermöglichte.

Aus der freundschaftlichen Zuneigung Smetanas zu Katharina Kolář war im Laufe der Zeit ein so inniges Verhältnis zwischen beiden entstanden, dass Smetanas Wunsch, sie als Gemahlin heimzuführen, ihn bewog, das Haus des Grafen Thun zu verlassen, um sich eine selbständige Existenz zu schaffen. Katharina Kolář (eine Verwandte des Schriftstellers und ehemaligen Schauspielers Josef Georg Kolar) wird als eine schöne und geistvolle Dame geschildert. Aus der Schule des Josef Proksch als Claviervirtuosin hervorgegangen, unterrichtete sie selbst auch in adeligen Häusern.

Smetana hoffte, als er im Jahre 1847 die Stelle beim Grafen Thun aufgegeben hatte, durch Concertreisen und durch Errichtung einer Musiklehranstalt nach dem Muster jener des blinden Proksch den nöthigen Unterhalt zu erwerben. Allein die Concertreise, die er im Jahre 1847 unternahm, erfüllte die in sie gesetzten Erwartungen nicht, so dass er sich im Jahre 1848 in Prag bleibend niederließ, nachdem er das von ihm geplante Unternehmen wirklich ins Leben gerufen hatte.[1]) Die Anstalt erfreute sich bald eines solchen Zuspruches, dass Smetana an die Verwirklichung seiner lange gehegten Absicht gehen konnte und sich denn auch im August 1849 mit Katharina vermählte. Hierauf folgten Tage stillen Glückes, welche die ersten größeren Compositionen Smetanas zeitigten.

Schon im Jahre 1848 war Smetana zum erstenmale mit einer Composition vor die größere Öffentlichkeit getreten; es sind dies die „Six morceaux caractéristiques", welche er Liszt, den er aus dessen Werken verehren gelernt hatte, zueignete. Das Widmungsschreiben sowie sämmtliche Correspondenzen Smetanas an Liszt bewahrt das Liszt-Museum zu Weimar. Liszt antwortete auf die Dedication in einem Schreiben (vom 30. März 1848), in welchem er dem jungen Componisten die herzlichste Anerkennung zollte und ihm zur Aufmunterung einen Verleger zu verschaffen versprach:

„Geehrter Herr! Die Morceaux caractéristiques mit dem beiliegenden Brief sind mir kaum eine Viertelstunde vor meiner Abreise von Weimar eingehändigt worden. Vor allem spreche ich Ihnen meinen verbindlichsten Dank für die Dedication aus und nehme sie mit umso größerem Vergnügen an, als die Stücke wirklich zu den ausgezeichnetsten, schönst empfundenen und feinst ausgearbeiteten gehören, welche mir in letzter Zeit vorgekommen sind... So schwer es auch fällt, heutigen Tages einen ordentlichen Verleger für ein ordentliches Werk

[1]) Proksch schreibt darüber in einem Briefe an seinen Bruder:

„... Interessant ist zugleich, dass Herr Friedr. Smetana — ein Privatschüler von mir — die Errichtung einer eigenen Anstalt auf Grundlage meines Systems ankündigen ließ. Bei an ihm stets wahrnehmbarer Hinneigung für die allmählich in Schwung gekommene nationale Sache kann er aber schlimmsten Falles dadurch doch nur mein Übersetzer ins Böhmische werden: dessen ich mich nur freuen kann, weil er dadurch etwas vollbringt, was zwar in meinem Principe, aber nicht in meinem Organe gelegen ist. Übrigens wünsche ich doch in seinem eigensten Interesse, er möge weit weniger auf das ‚Organ' als vielmehr auf das Princip bauen, um nicht vorzeitig Risse entdecken zu müssen im Gebäude".

aufzufinden, wenn es nicht von einem schon berühmten und gangbaren Namen unterzeichnet, so hoffe ich dennoch, Sie baldigst über die Publication Ihrer Morceaux caractéristiques benachrichtigen zu lassen, und werde jedenfalls mein Bestes thun, um dass Ihnen ein passables Honorar zugestellt wird, welches Sie aufmuntern soll, in thätiger Verbindung mit dem Verleger anzuknüpfen. Sollte mich, wie es wahrscheinlich ist, im Laufe dieses Sommers mein Weg durch Prag führen, so behalte ich mir das Vergnügen vor, Sie zu besuchen und Ihnen meinen persönlichen Dank abzustatten."

Liszt besuchte Smetana im Sommer des Jahres 1848, wie er es in dem Briefe in Aussicht gestellt hatte, auf seiner Durchreise durch Prag, worauf Smetana noch vor seiner Vermählung einige Zeit in Weimar zubrachte, einer Einladung des Meisters folgend. Wirklich hatte es Smetana der Empfehlung Liszts zu danken, dass die Clavierstücke im Jahre 1851 in zwei Heften bei Fr. Kistner in Leipzig erschienen. In demselben Verlage erschienen später sechs Compositionen unter dem Titel „Stammbuchblätter", der erste Theil eines Cyklus von 18 Piècen. [1])

[1]) Liszt schreibt unter dem 12. April 1854 über diese ihm von Smetana eingesandten Compositionen Folgendes:

„Geehrter Herr Smetana! Ein paar ruhige Stunden, welche mir ausnahmsweise in der stillen Woche gewährt sind, habe ich dazu benützt, einige mir früher zugesandte Manuscripte wieder durchzusehen. Ihre ‚Stammbuchblätter' erschienen mir sogleich als ein Werk, welches sich den ausgezeichneten Erzeugnissen dieser Gattung anreiht, und bei abermaligem Durchspielen derselben traf ich noch manches Empfundene und Gelungene, was des besten Lobes würdig ist."

Bezeichnend für die Verhältnisse nicht nur in Deutschland und nicht nur in jener Zeit ist nun die folgende Stelle:

„Auf die Herausgabe dieser Compositionen kann ich leider nicht einwirken, da die Verhältnisse des Verlagsgeschäftes zur Kunst von vielen anderen Umständen als dem künstlerischen Werte der Compositionen abhängig sind. Viele schlechte Producte können sich unter günstigen Umständen gut verkaufen, während ganz vortreffliche wie Blei in den Musikalienhandlungen liegen bleiben. Diesem Übel ist nicht den einzelnen gegeben abzuhelfen — und obschon ich für meinen Theil manchen Versuch gemacht habe, begabten Talenten den Weg zu bahnen, so ist jedoch der Erfolg meiner Bemühungen nur ein verhältnismäßig geringer geblieben. Die Hauptaufgabe des Künstlers ist zu jeder Zeit das Beharren in seiner inneren Überzeugung des Guten und Besten und die consequente Ausbildung und Durchführung derselben."

Der Brief Liszts enthält schließlich den Ausdruck des Bedauerns darüber, dass ihr gegenseitiger musikalischer Verkehr durch die Entfernung zwischen Prag und Weimar gehemmt sei, und die Aufforderung zu einem Besuch nebst einer beigelegten Angabe von Varianten.

Als seine erste Instrumentalcomposition bezeichnet Smetana die im Jahre 1849 componierte „Fest-Ouverture in D-Dur“. Der Empfehlung Proksch' hatte es Smetana zu verdanken, dass er Ende 1850 von Kaiser Ferdinand dem Gütigen zum Concertmeister ernannt wurde, in welcher Eigenschaft er dem Kaiser täglich von 7 bis 8 Uhr abends vorspielte.

Wenn wir eine Reihe von minder bedeutenden Werken aus dieser Zeit übergehen, haben wir die zur Feier der Vermählung Kaiser Franz Josefs componierte „Triumphsymphonie“ (E-Dur) hervorzuheben, deren Dedication jedoch vom damaligen Allerhöchsten Hofmeister nicht angenommen wurde (1854). Das Grundthema dieser Symphonie bildet die Haydn'sche Kaiserhymne. Etwas weitläufig angelegt, ist sie die erste bedeutende Orchesterarbeit Smetanas, welche die Vergessenheit, der sie anheimgefallen ist, nicht verdient. Der Tod seines ältesten (1851 geborenen) Töchterleins Friederike, September 1855, gab die Veranlassung zur Composition des herrlichen, leider vielzu wenig gekannten G-Moll-Trios für Clavier, Violine und Violoncell. In die von Franz Liszt redigierte, bei Hallberger in Stuttgart erscheinende Sammlung „Das Pianoforte“ wurden im Jahre 1857 zwei Claviercompositionen Smetanas, „An Robert Schumann“ und das „Wanderlied“, aufgenommen.

❦

Die große Zahl von zu einer bestimmten Gelegenheit geschriebenen Tondichtungen (vor allem zu Lehrzwecken) und von Bearbeitungen fremder Werke, wie des Canons von Schumann, der Tannhäuser-Ouverture (für vier Claviere vierhändig) 2c., beweisen, dass das Leben Smetanas in Prag seiner Entwicklung zu selbständigen größeren Arbeiten nicht gerade zuträglich war. Dies fühlte Smetana selbst am besten und benützte daher mit Freuden eine ihm dargebotene Gelegenheit, sich im Ausland eine bessere Existenz zu schaffen. Als

---

Clara Schumann schreibt betreffs dieser ihr von Smetana eingesandten Stammbuchblätter:

„Ihre Stammbuchblätter habe ich mit vielem Interesse durchgesehen, und gefallen mir besonders Nr. 7, 8, 9, 10 und 13; dürfte ich jedoch so frei sein, Sie auf einiges aufmerksam zu machen, so wären es die mit Romantik bezeichneten Stücke, die mir am wenigsten behagen, und von denen ich gewiss glaube, es wäre besser, sie nicht zum Druck zu geben, denn sie sind bizarr, dass der Zuhörer wie der Spieler zu keinem ruhigen Genusse kommt; mir scheint es doch nicht richtig, die Romantik im Bizarren zu suchen...“ (Düsseldorf, 18. Mai 1852.)

nämlich dem Pianisten Alexander Dreyschock (1818 bis 1869) die Stelle eines Directors der Philharmonie zu Götaborg in Schweden („Harmoniska Sällskapet") angeboten wurde und er sie für seine Person ausschlug, den ihm befreundeten jungen Componisten jedoch drängte, diese Gelegenheit zur Verbesserung seiner Verhältnisse zu benützen, nahm Smetana die Stelle an und reiste noch im Herbst des Jahres 1856 nach Schweden, worauf er ein Jahr später mit seiner ganzen Familie nach Götaborg übersiedelte. Hier hatte er außer der besseren materiellen Lage den Vortheil, dass er über einen ziemlich ansehnlichen Vocal- und Instrumentalkörper verfügen konnte, was ihn zu größeren Orchestercompositionen anregte.[1]) Während seiner Wirksamkeit als Director der Götaborger Philharmonie (1856 bis 1861) erfreute er sich der allgemeinsten Achtung und Zuneigung des dortigen musikliebenden Publicums.

Der Zeit seines Aufenthaltes in Götaborg entstammen acht Clara Schumann gewidmete Clavierstücke unter dem Titel „Skizzen", die Transscription von Schuberts Liedern „Der Neugierige" und „Trockene Blumen", die symphonischen Dichtungen „Richard III." (1858),[2]) „Wallensteins Lager" (1859)[3]) und „Hakon Jarl" (1861).[4])

---

[1]) Über die musikalischen Verhältnisse in Götaborg gibt Smetana in einem Briefe an Liszt Aufschluss, welches Schreiben sammt allen anderen Smetanas von Dr. Karl Teige eben in Druck gelegt wurde.

[2]) Über den Charakter dieser Composition, soweit seine Darstellung Gegenstand der vorliegenden Schilderung sein kann, mag der folgende Brief Smetanas an seinen Freund J. Srb (aus dem Jahre 1881) belehren:

„Was für eine Explication? Wer Shakespeares Richard III. kennt, kann sich die ganze Tragödie vorstellen, wie es ihm beliebt, während er diese Musik anhört. — Nur so viel kann ich sagen, dass ich schon im ersten Takt die Persönlichkeit Richards gleichsam in musikalischer Verkörperung vorführte. Dieses Hauptthema beherrscht in mannigfaltigen Variationen die ganze Composition. Vor dem Finale suchte ich musikalisch jenen furchtbaren Traum, den Richard vor der Schlacht in seinem Zelte hat, darzustellen, in welchem ihm alle von ihm gemordeten Personen in der Nacht als Geister erscheinen und ihm den kommenden Untergang verkünden! Das Ende ist der Fall Richards. In der Mitte der Dichtung ist der Sieg Richards als Königs dargestellt und dann sein allmählicher Fall bis zum Schluss."

[3]) In der Originalpartitur sind Kürzungen angezeichnet für den Fall, dass man die Composition als „Quasi-Ouvertüre" vor Aufführung des Dramas spielen wollte.

[4]) Smetanas diesbezügliches Schreiben an den Kapellmeister Adolf Čech (1883):

„Hakon Jarl usurpierte den Königsthron von Norwegen, indem er den erbberechtigten König Olaf vertrieb und sich selbst die Krone aufsetzte. Olaf

Wie schon der Titel „Symphonische Dichtungen" besagt, handelt es sich um Instrumentalcompositionen, welche nach dem Beispiel Liszts die viergliedrige Form der alten Symphonie durchbrechen und sich nach dem Gegenstand, den sie musikalisch illustrieren sollen, die Form selbst bestimmen, ein Beweis, wie moderne Bahnen Smetanas Denken und Schaffen schon damals einschlug. Keine von diesen drei symphonischen Dichtungen verdient der Vergessenheit anheimzufallen, da sie den poetischen Gedanken mit vorzüglicher Charakteristik und vollendeter (Smetana immer eigener) Melodienschönheit darstellen. „Richard III." ragt durch die Tiefe des Gedankens und den kernigen, prägnanten Ausdruck, „Wallensteins Lager" durch Humor und eine bei der Popularität des Sujets bei uns den besten Erfolg verbürgende musikalische Mache und „Hakon Jarl" durch die harmonische Abrundung der äußeren Form besonders hervor.

Abgesehen von seiner Dirigententhätigkeit in der Philharmonischen Gesellschaft, gab Smetana in Gothenburg selbst und anderen größeren Städten Schwedens selbständige Concerte, die sich großer Beliebtheit erfreuten, so dass sich seine Einnahmen auf eine ziemlich hohe Summe beliefen.

---

suchte Hilfe bei den benachbarten Fürsten in Schoonen, Dänemark und Deutschland (unter denen es damals schon Christen gab), wie ich es in meiner Composition deutlich genug in Tönen veranschauliche. Hakon Jarl war ein Heide und konnte die schwache, unmoralische Regierung des Christen Olaf nicht ertragen. Ihm, der schon in so vielen Kämpfen siegreich gewesen, gelang es unschwer, das ganze Volk zur Vertheidigung der alten Götter und des alten Glaubens zu überreden. Olaf musste aus dem Lande fliehen. Erst als ihm die christlichen Nachbarfürsten ihre Hilfe versprachen und die Klöster ihn unterstützten, fiel er plötzlich in Norwegen ein und gewann das Volk durch seine Versprechungen. Da sich nun Hakon Jarl durch seine Energie und Strenge beim Volke verhasst machte, wurde er von diesem verrathen und Olaf zum König ausgerufen. Hakon Jarl flüchtete sich während der Schlacht in eine abgelegene Höhle, wurde jedoch von seinen eigenen Genossen dortselbst ermordet.

In der Tragödie des deutschen Dichters Öhlenschläger ‚Hakon Jarl' war diese Partie für den Tragöden sehr effectvoll. Ich selbst sah diese Tragödie alljährlich in Schweden, Dänemark und Deutschland aufführen und kann versichern, dass ihr Eindruck auf mich so mächtig war, dass ich die Handlung dieses Trauerspieles in einer symph. Dichtung als schlichte Gabe dem Publicum der Nordländer darstellen wollte. — Meine symph. Dichtung Hakon Jarl ist die dritte ihrer Art, und nur die mächtige Gestalt des Helden selbst nöthigte mich zur musik. Interpretation im Jahre 1864. — Die Scenen mit den Hexen im Drama Öhlenschlägers haben große Ähnlichkeit mit Shakespeares Macbeth. Die Chöre der christl. Anhänger Olafs bilden den Contrast zu dem lebhaften, tapferen Wesen der heidnischen Eingeborenen."

Seine Gemahlin war ihm nur widerwillig in die Fremde gefolgt. An und für sich zart und von schwächlicher Gesundheit, wurde sie immer bedenklicher lungenkrank. Da ihr Zustand schon ernstlich Besorgnis erregte, beschloss Smetana, mit ihr in die Heimat zurückzukehren. Allein Katharina verschied ihm auf der Reise nach Böhmen in Dresden (19. April 1859), so dass Smetana nur ihre sterblichen Überreste nach Prag bringen konnte, um sie hier zu Grabe zu tragen. Den Winter brachte Smetana wieder in Gothenburg zu, reiste sodann im Mai 1860 nach Böhmen, wo er sich (im Juli) zum zweitenmale vermählte und zwar mit Barbara Ferdinandi, einer sehr gutherzigen Dame, welche ihm alsbald nach Gothenburg folgte.[1])

Theils das Heimweh seiner jungen Gattin, theils die Kunde, dass in Prag ein czechisches Theater errichtet werden solle, bewogen ihn, Götaborg im Mai 1861 auf immer zu verlassen. Nach einer herzlichen Abschiedsfeier, die ihm von seinen Gothenburger Verehrern, welche den Meister nur ungern verloren, bereitet wurde, nach Prag zurückgekehrt, sah er sich in vieler Beziehung enttäuscht, da er statt des erwarteten Entgegenkommens nur scheelsüchtige Streber fand. Er unternahm daher eine Concertreise durch Deutschland und Holland (im Winter 1861 auf 1862), von welcher er einen bedeutenden Erfolg zu verzeichnen hatte, und führte sich im Jänner 1862 in einem großen Concert beim Prager Publicum ein, von welchem Zeitpunkte ab seine unermüdliche und verdienstvolle Thätigkeit für die in Schwung gekommene nationale Sache beginnt. Der erste Anfang, um in die Gesellschaft überhaupt und die kunstliebenden Kreise insbesondere ein wenig nationalen Geist einzuführen, war die Gründung hierzu geeigneter Vereine, an welchen sich Smetana activ betheiligte („Umělecká Beseda" 1863, ein Kunstverein, in dem er an die Spitze der musikalischen Section trat; „Hlahol" 1862, ein Gesangsverein, dessen Chormeister er von 1863 bis 1865 war), und denen er bis an sein Lebensende ein treues, zu jedem Opfer bereites Mitglied blieb.

Abgesehen davon, dass er in adeligen Häusern ein gesuchter Lehrer war, gründete er wiederum eine Musiklehranstalt, diesmal in Gemeinschaft mit Ferdinand Heller (1. September 1863 eröffnet), die einen solchen Aufschwung nahm, dass seine materielle Stellung vollständig gesichert war.

---

[1]) Sie lebt gegenwärtig bei ihrer verheirateten Tochter zu St. Pölten in Niederösterreich.

Neben vielen kleineren Compositionen finden wir in dieser Zeit zwei größere Vocalcompositionen, welcher Umstand mit der Thätigkeit Smetanas im Gesangsvereine „Hlahol" zusammenhängt; es sind dies „Die drei Reiter" aus dem Jahre 1862, ein Männerchor auf einen Text von J. Jahn, und der Männerchor „Odrodilec" (Der Renegat; ursprünglich ein Doppelchor) aus dem Jahre 1863, nach einem kleinrussischen, von L. Čelakovský übersetzten Gedicht.

Hiermit ist die entschiedene Wendung zu nationalem Schaffen gegeben, deren directe Folge die Composition der ersten Oper Smetanas, der „Brandenburger in Böhmen", war.

Im Jahre 1864 componierte Smetana einen Festmarsch für großes Orchester zur Feier von Shakespeares zweihundertjährigem Geburtstag.

❦

Blicken wir auf die bisherige Entwicklung Smetanas zurück, so sehen wir, dass der czechischen Eltern entstammte Knabe wie so viele seiner Zeitgenossen eine deutsche Erziehung genoss, ohne darüber, wie der oben citierte Ausspruch von Proksch beweist, die Nation, der er seiner Abstammung und Gesinnung nach angehörte, zu vergessen und zu verleugnen. Schwieriger mochte der Stand des Mannes sein, als er sich mit allem, was ihm theuer war, ins Ausland begab, wo ihm materielles Wohlsein und eine allseitige Achtung und Anerkennung den Verlust der Heimat ersetzen konnten. Wirklich war auch Smetana schon auf dem Wege, ein deutscher Componist zu werden. Wie sich das Schaffen Smetanas ohne den entscheidenden Schritt seiner Rückkehr in die Heimat gestaltet haben würde, ist natürlich heute nicht abzusehen und aus den Symphonien „Richard III.", „Wallensteins Lager" oder „Hakon Jarl" nicht abzunehmen; vielleicht würde er heute mit Stolz unter die besten deutschen Tondichter gezählt werden, vielleicht wäre er, frei von materiellen Sorgen, im Sumpfe der Mittelmäßigkeit versunken, indem sich in ihm nicht die nationale Eigenart entwickelt hätte, die ihn nicht nur für sein Volk sondern auch in der absoluten Wertbemessung seiner Werke so hoch erhebt. Wie dem auch sei, Smetanas Rückkehr zu der großen Aufgabe, seine ganze künstlerische Kraft jener Nation, der er entstammte, zu weihen, ist für die czechische Musik das daseingebende Moment geworden und flößt für den Charakter, der sich das große Ziel, seinem Volke eine Musik zu schaffen, gesetzt hat, jedenfalls Achtung ein. Eine Legende weiß zu berichten, dass Smetana in seinem Entschlusse noch mehr bestärkt wurde, als er den Wiener

Kapellmeister Herbeck Liszt gegenüber, bei dem beide in Weimar zu Gaste waren, sich äußern hörte, dass die Czechen bloß reproducierende Künstler seien.

❦

Die böhmische Musik vor Smetana.

Wie zur richtigen Beurtheilung des Wirkens eines Genius überhaupt die Darstellung der Verhältnisse, welche ihn am Beginn seiner Thätigkeit umgaben, nöthig ist, so hängt Smetanas weitere Geschichte so innig mit den Umständen, unter welchen er seine Aufgabe begann, zusammen, dass es zum Verständnis dieser Leidensgeschichte nothwendig wird, im Folgenden darzustellen, welche Verhältnisse Smetana bei seiner Rückkehr in das Vaterland in Prag vorfand.

Zwei Factoren waren es, welche den Begriff „Böhmische Musik" bis dahin gebildet hatten: das böhmische Volkslied mit einem großen Reichthum an eigenartiger Melodik und die berühmten böhmischen Musikanten, die dem Volke den Ruf eines musikliebenden und musikverständigen wahrten. Allein von schaffenden Künstlern war so gut wie keiner vorhanden, da derjenige, welcher es auf diesem Gebiete zu etwas bringen wollte, sich nothwendig in den Dienst fremder Kunst stellen musste; fehlte es doch in Böhmen an allem, was den nationalen Musiker in seinem Schaffen unterstützt hätte. So wirkte Johann Dysmas Zelenka (1679 bis 1745) in Dresden, Mysliveček (1737 bis 1781) unter dem italienischen Namen Venatorini als italienischer Operncomponist, Franz Benda (1709 bis 1786) in Berlin; Georg Benda (1721 bis 1795) wurde, als deutscher Musiker in Gotha wirkend, der erste Vertreter des Melodrams in Deutschland, Johann Ladislav Dusík ein deutscher Claviercomponist &c.

Der vollständige Mangel einer heimischen Production erklärt sich für die Oper vor allem durch das Fehlen des Theaters, der wesentlichsten Vorbedingung für die dramatische Composition. In Prag existierte (seit 1784) das deutsche ständische Theater (noch heute als königliches Landestheater bestehend), das vor allem durch die erste „Don Juan"-Aufführung berühmt geworden ist, neben welchem in einer „Bude" (seit 1786 in Kotzen in Prag) eine sehr primitive czechische Volksschaubühne ihr kümmerliches Dasein fristete. Ein großer Fortschritt war es, als den Czechen das Recht eingeräumt wurde, am Sonntag nachmittags, seit 1848 zweimal wöchentlich im ständischen Theater in czechischer Sprache zu spielen.

Man beschäftigte sich vor allem damit, die beliebtesten, größtentheils deutschen Repertoirestücke in czechischer Bearbeitung dem Publicum zugänglich zu machen, während die Oper als eine Kunstgattung, die einen weit größeren Aufwand an Ausstattung und künstlerischer Darstellung erfordert, naturgemäß nicht cultiviert werden konnte.

Als erste czechische Oper wird der aus dem Jahre 1826 stammende, von Franz Škroup (1801 bis 1862) componierte „Rastelbinder" (Dráteník) angeführt, die jedoch nicht den geringsten Anspruch auf Beachtung erheben darf. Ihr folgte im Jahre 1828 desselben Componisten „Udalrich und Božena" und 1835 „Libussas Vermählung". Wie spärlich trotz des einmal gemachten Anfanges der Born der czechischen — übrigens ganz unselbständigen — Operncomposition floss, zeigt der Umstand, dass die Zeit von 1835 bis zur Eröffnung des Interimstheaters (1862) nur eine einzige Oper aufweist: „Žižkův dub" (Die Žižka-Eiche) von J. Macourek (1847).

Die Eröffnung des czechischen Interimstheaters (18. November 1862) ist für das Kunstleben des erwachenden Czechenvolkes ein Ereignis von überaus weit tragender Bedeutung, der erste Schritt zur Grundsteinlegung für die heimische dramatische Kunst. Kein Wunder, dass auch Smetana auf diese Thatsache große Hoffnungen setzte, und zwar glaubte er einerseits, durch Übernahme der artistischen Leitung des neuen Kunstinstitutes der Nation und ihrer Kunst einen willkommenen Dienst leisten zu können, andererseits die nöthige Grundlage für sein eigenes Schaffen im nationalen Sinne zu finden. Allein weit gefehlt! Mit dem Kunstleben gieng es sehr mäßig vorwärts. Man hatte jetzt zwar ein Theater, das den primitivsten Anforderungen zu entsprechen vermochte, aber nun entstand auch die Frage nach der heimischen Kunst. Von Opern brachte das Jahr 1863 Skuherskýs „Wladimir, der Gotterwählte".

Smetana vollendete bereits im April desselben Jahres seine erste Oper „Braniboři v Čechách" (Die Brandenburger in Böhmen), musste jedoch bis zum 5. Jänner 1866 warten, bevor die Erstaufführung seines Erstlingswerkes stattfand, so dass ihm Karl Šebor im October des Jahres 1865 als zweiundzwanzigjähriger Jüngling mit der Aufführung seiner „Templer in Mähren" zuvorkam. Šebors Oper, die zwar von einer ziemlichen Begabung des jungen Componisten zeugt, aber aus der damals gebräuchlichen Schablone der französischen großen Oper nicht heraustrat, wurde als erste Oper in czechischer Sprache freudig begrüßt.

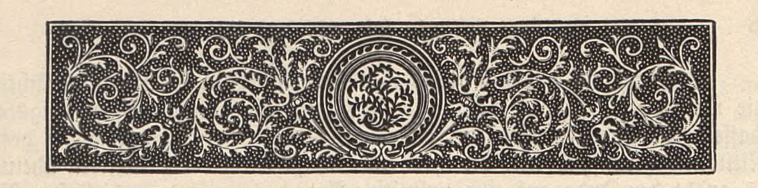
Smetanas „Brandenburger“.

Während Šebor seinen Erfolg vor allem dem unausgebildeten Kunstgeschmack des an der Oper Meyerbeers großgezogenen Publicums zu verdanken hatte, während Šebor wie so viele gegenwärtige Componisten, die sich eines ephemeren Erfolges erfreuen, ein routinierter Anfänger war, hatte Smetana die bisherige Zeit seines Lebens zu gründlichen und allseitigen Studien der Musik verwendet und war selbst schon mit beachtenswerten Clavier- und Instrumentalcompositionen im Ausland aufgetreten. Der Schritt von der Instrumentalcomposition zur Oper ist nicht so einfach, da der Componist in seinem Schaffen plötzlich von einer ganzen Reihe von Factoren bestimmt und bedingt wird, mit denen er früher nicht zu rechnen brauchte. In seinen symphonischen Dichtungen konnte Smetana sein Kunstideal voll und ganz verkörpern und seine schöpferische Individualität vollständig in die Form der Instrumentalcomposition ergießen. Wollte er eine Oper schaffen, so war er in seinem Schaffen von einem ganz außer dem Bereiche seiner Begabung, seines Könnens liegenden Umstande abhängig: dem Inhalt und Wert des Librettos. Und dieser Umstand ist es — gleich im vorhinein sei es hervorgehoben — der ihn auf seiner Bahn so oft straucheln ließ.

Karl Sabina (1813 bis 1877) lieferte Smetana den Text zu seiner ersten Oper. Allein der Text ist weder dramatisch erträglich, noch gibt er überhaupt der Entfaltung der musikalischen Composition Raum, ist unerquicklich, unwahrscheinlich, ja lächerlich, eine ritterlich-romantische unhistorische Geschichte, bestehend aus drei parallel laufenden Entführungen. Von diesem Libretto war für die Wirkung des Kunstwerkes nichts zu erwarten. Eine Auswahl an Librettis gab es in den damaligen kleinen Verhältnissen überhaupt nicht.

Smetana blieb also nichts anderes übrig als gerade diesen Text zu componieren, da er doch seinem Volke eine Operncomposition, die sich in selbständigen Bahnen bewegen sollte, zu geben beabsichtigte. In selbständigen Bahnen! Damit entstand die große Frage nach dem Stil, in welchem die Oper componiert werden sollte. „Und nun, als ich das erste Libretto in Händen hatte,“ sagt Smetana selbst, „fragte ich mich: Was soll ich damit beginnen? Die Wagner'sche Richtung existierte schon damals, aber ich wusste, dass ich mit dergleichen nicht beginnen dürfte, wollte ich mir nicht den Weg für immer verlegen...“

(Fortsetzung folgt.)



Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Naphta. Eine Erzählung von Sewer (J. Maciejowski). Warschau 1894.

Einen interessanten Anblick bietet das Vorgebirge des Karpathenzuges in der Gegenwart. Die Wälder und Weideplätze, die man früher oft tagelang durchwandern konnte, ohne ein Menschengesicht zu sehen, haben ihre Physiognomie gänzlich geändert. Ein neuer Menschenschlag scheint da eingedrungen zu sein. Wir sind erstaunt, anstatt der frohen, rührigen Bergbewohner Leute mit wilden, starren Blicken, mit gelben Gesichtern, mit rußigen, schmierigen Gewändern zu treffen. Nicht stört mehr ein froher Gesang des Hirten im Walde, von Zeit zu Zeit erschallen nur wilde Rufe. Die Naphtaarbeiter, denn von ihnen rühren diese wilden Rufe her, lagern auf einem grünen Rasenplatze, um nach der Arbeit im tiefen Grunde der Erde frische Luft einzuathmen. Der stete Anblick der Gefahr stumpft ihre Augen gegen die Eindrücke der Außenwelt ab. Der einzige Gedanke bei den meisten ist, möglichst viel Geld zu verdienen; da sie für ihre Arbeit verhältnismäßig gut bezahlt werden, ist keiner gesonnen, je wieder den Acker zu bebauen. Von ferne vernimmt man das Stöhnen und Ächzen der amerikanischen Pumpingrigs (Bohrer und Pumpen), von Zeit zu Zeit durchbricht die Stille des Waldes ein schriller Pfiff der Dampfmaschine, der aus hohen Holzthürmen, die die Rigs einschließen und die Fichten- und Tannenbäume überragen, hervordringt. Neue Dörfer scheinen in öden Wäldern wie aus dem Boden aufgeschossen zu sein — kurz, es ist eine Arbeitercolonie.

In der Nähe der Rigs treffen wir andere Männer. Ihre Kleider und ihre Sprache verrathen, dass sie besseren Classen angehören. Sie folgen mit stieren Blicken jeder Bewegung des Krahns oder der Bohrer, indem sie sorgfältig die heraufgezogene Erde beobachten. Dies sind die Eigenthümer der Schächte. Auch diese beseelt einzig der Gedanke an Reichthümer, der jedoch nicht mehr mit Hunderten, sondern mit Millionen arbeitet.

Gegenwärtig hat sich dieses Goldfieber aller in Galizien bemächtigt. Die meisten, die so viel Capital besitzen, um die amerikanischen Rigs anschaffen zu können, werfen sich auf diesen Zweig der Industrie, sie hoffen Millionen heraufzuholen, die ihrer im Schoße der Erde zu warten scheinen. Es gräbt der Jude auf eine primitive Art, d. h. mit dem billigsten Material, mit Menschenhänden, um den meisten Gewinn davonzutragen. Es gräbt auch der gewesene Gutsbesitzer, der sein ererbtes Gut durchgebracht hat, um den Rest seines Vermögens auf eine Karte zu setzen und das Verlorene wiederzugewinnen. Es graben auch die Amerikaner (Garvey, Perkins im Roman), die mit großen Capitalien beginnen, um goldene Schätze für sich zu heben. An manchen Stellen, wie in Borysław (eine Meile von Drohobycz), sieht auch der Boden einem Sieb gleich aus.[1]) Die Umgebung von Kolomea, Drohobycz, Sanok, Krosno, Gorlice, Jasło und von anderen Städten bietet ein buntfarbiges Bild. Nach neuen Terrainen zur Exploitation wird mit fieberhafter Hast gesucht. Aber trotz den reichhaltigen Quellen des Erdöls wird dadurch das Land gar nicht reicher. Denn man kann es zu den Ausnahmen zählen, dass einer mit dem gewonnenen Vermögen sich begnügt. Ein Schacht, der gelungen ist, zieht eine ganze Reihe von Schächten nach sich, bis er den vollständigen Ruin des Eigenthümers herbeiführt. Die unterirdischen Geister lassen sich ihren Theil nicht unbestraft entreißen. Der einzige, der bis zu einer bestimmten Grenze geht und sich dann zur rechten Zeit zurückzuziehen weiß, ist der Jude, der auch allein daraus den größten Nutzen zieht.

Diese fremdartige Welt mit ihren Sitten und Gebräuchen führt der Verfasser des vorliegenden Romanes vor. Mit einer seltenen Kenntnis dieser Naphtawelt weiß er geschickt die hervorstechendsten Typen herauszugreifen, die in ihrer portraitähnlichen Zeichnung die Leser an die hierzulande allgemein bekannten Persönlichkeiten erinnern.

In die Mitte des Interesses stellt er Siegmund (Sigismund), den Sprossen eines alten polnischen Grafengeschlechtes. Sorgfältig erzogen, schien er zu den schönsten Hoffnungen zu berechtigen, zumal es ihm auch an Geist nicht fehlte. Was er jedoch anpackte, schlug ihm fehl, da er darin keine innere Befriedigung finden konnte. Jetzt, nach dem Verlust seines Vermögens, flieht er mit ein paar hundert Gulden zu seinem Freunde Stephan ins Gebirge von Dukla, wo dieser seit Jahren nach Naphta gräbt. In jener Welt zu bleiben, wo er aufgewachsen war, um sie zu belügen, fehlt es Siegmund an Muth. Es fehlt ihm aber auch trotz seinem Pessimismus an Lust, ihr zu entsagen. Er denkt nur daran, Millionen zu gewinnen, um diejenigen, die ihn früher seinen Fall empfinden ließen, zu beschämen. An den Comfort gewöhnt, schrickt er auch beim Anblick einer mit schwarzen Brettern verschlagenen Bude zusammen, in der sein Freund haust. Das Innere ist weniger als bescheiden eingerichtet. Die Lebensweise dieser Enterbten und Entgleisten kostet ihn Überwindung, doch bald fügt er sich darein. Er findet bei seinem Freunde

[1]) In Borysław sollen auf einem Flächenraume von 30 bis 40 Joch über 12.000 Brunnen und Schächte sein. Es wird jedoch dort vornehmlich Erdwachs geholt.

die Anzeichen des Falles, denn dieser kämpft schon seit einem Monat mit Elend. Der Arbeiter ist nicht bezahlt, er findet keinen Credit mehr. Verzweiflung zehrt an seinem Herzen. Siegmund tritt als Compagnon in sein Unternehmen mit 200 fl., die wieder für eine Woche die Arbeit sicherstellen. Eine Woche in der Naphtawelt gilt Millionen. Vor dem Ablauf derselben schießt auch das Rohöl hervor. Ein neues Leben tritt in die Arbeiter, die bisher niedergeschlagen und mürrisch waren. Eine allgemeine Freude bemächtigt sich aller. Auf die Kunde vom Erscheinen der Roppa (des Rohöls) trifft auch der Jude ein, der bei keinem galizischen Geschäft fehlen darf. Er schießt das Geld vor. Denn Stephan begnügt sich mit dem Erfolge nicht, sondern bestellt sofort neue Maschinen für neue Schächte, die er am Abhange des Berges abzuteufen beschließt. Siegmund dagegen, für den die wenigen Wochen im Gebirge zur Qual geworden waren, nimmt von seinem Freunde für seinen Antheil 50.000 fl. und geht nach Krakau, sich daselbst wieder in der eleganten Welt blicken zu lassen. Unterwegs tritt er in ein Compagniegeschäft mit zwei jungen Amerikanern, an dem er sich mit 40.000 fl. betheiligt, um bei Jasło einen Schacht abzuteufen. Mit dem Rest geht er nach Krakau, wohin schon die Kunde von seinen Millionen gedrungen ist. Überall wird er als ein Sieger gefeiert, der vor einigen Wochen als Schiffbrüchiger ausgestoßen worden war. Er genießt die Triumphe, welche mit einem Scandal abschließen, indem er nach Wien mit einer Schauspielerin durchgeht. Er kehrt nicht eher zu Stephan zurück, als bis seine Taschen leer geworden sind. Es sieht aber dort schlecht aus. Das bei Jasło gewonnene Geld wird dazu benützt, die Maschinen bei Dukla im Betriebe zu erhalten. Siegmund schlägt nächst Jasło bei den jungen Amerikanern seinen Wohnsitz auf. Mit der Zunahme der Roppa mehren sich auch die Schächte. Es werden neue Terrains angekauft. Bei der Besichtigung solcher Naphtagründe kommt er in ein Haus, wo er seine entfernten Verwandten, eine Witwe mit ihrer Tochter Marie, kennen lernt. Da Siegmunds Compagnons auf dem angekauften Grunde einen Schacht bohren, werden seine Besuche immer häufiger. Das wilde Mädchen weiß, ohne es zu wollen, ihn durch ihre Einfachheit und ihren Edelmuth an sich zu fesseln. Er kann sich daher in Krakau nicht entschließen, eine Fürstin zu heiraten, wodurch seine Tante den Glanz ihres Namens erhöht wissen möchte. Wohin er sich wendet, feiert er in der Gesellschaft Triumphe. Das Wort „Million" bringt einen magischen Eindruck hervor. Doch auf einmal wendet sich sein Glücksstern. Aus Podniebie bei Dukla treffen schlechte Nachrichten ein. Er ersetzt den Verlust durch das in Taraszówka bei Jasło gewonnene Geld.

Fräulein Marie will für das bekommene Geld Bauern beglücken, sie gründet eine Schule und eine christliche Handlung, wo sich die Bauern nicht betrinken sollen. Aber durch die Juden aufgewiegelt, stecken die Bauern die Schule und die Handlung in Brand. Enttäuscht geht Marie nach Paris, um dort ihre Liebe zum Volke zu verschmerzen. Siegmund läſst sich in immer größere Speculationen ein, die mehr Geld verschlingen, als sie ihm eintragen. In Podniebie überzeugt er sich, daſs sie in der entgegengesetzten Richtung hätten graben sollen, in Taraszówka versiegt

die Quelle. Vergebens bittet er seine Freunde in Krakau um einen Geldvorschuss. Die Stimmung in Krakau hat sich auf die Kunde von seinem Missgeschick zu seinen Ungunsten geändert. Marie kehrt von Paris zurück und bietet ihm die nöthige Geldsumme an, aber er will sie nicht mehr annehmen. Die Schächte von Taraszówka werden zum Eigenthume des Mac Garvey, der jetzt weiter zu graben beschließt. Siegmund bekommt seine 25.000 fl. für die Schächte in Podniebie, um sie wieder in die Erde zu werfen, indem er seine Hoffnung, ihr Millionen zu entreißen, nicht aufgibt. Mit diesen Ausblicken schließt der Verfasser seinen Roman.

Neben der Hauptfigur Siegmunds, dessen Zeichnung in vielen Zügen an Płoszowski in Sienkiewiczs Roman „Ohne Dogma" erinnert, treten andere Typen auf, die aus dem wirklichen Leben aufgegriffen zu sein scheinen. Da ist der Freund Stephans, der auch in Wien bekannte galizische Reichsrathsabgeordnete Hans, der heute im Reichsrathe eine Rede hält, abends nach Kolomea fährt, eine Eisenbahntrace in Empfang nimmt, am nächsten Tag einen Vortrag über die Hebung der Industrie hält, um dann wieder einen Sprung nach Wien zu machen. Er fährt an Lemberg vorüber, ohne in seinem Hause einzutreten, da er keine Zeit hat. Da ist auch der gewesene Redacteur einer Zeitschrift, der, nachdem er seinen Wohnsitz in Lemberg aufgegeben, im Naphtaterrain sein Lager aufgeschlagen hat. Ohne Fachkenntnisse versteht er es, sich unentbehrlich zu machen, er darf bei keinem Vertrage fehlen, sonst weiß er so lange zu wühlen, bis das Geschäft auseinandergeht. Indem er sich überall als Volksfreund geriert, hat er nur seinen eigenen Gewinn im Sinne. Da ist ein typischer Agent, der einst Jurist, doch zu arm war, die Universität zu absolvieren, durch das Vermitteln zwischen kauflustigen Parteien sich aber einen Unterhalt verschafft. Alle diese Bilder stimmen vollkommen mit denen, die wir in der Wirklichkeit vorfinden.

Es zeugt von keiner geringen Beobachtung auch eine Reihe von episodischen Figuren, die durch den Verfasser mehr oder weniger genau ausgeführt wurden. Da ist der alte Amerikaner Macarvay, der geduldig abwartet, bis seine Neffen ihr ganzes Vermögen vergraben haben, um dann mit seinen Capitalien einzusetzen. Da sind ein paar Typen, die Naphta aufgegeben haben, nachdem sie sich riesige Summen erworben haben. Da sind die beiden jungen Amerikaner, von denen der eine neben Geld auch eine starke Faust, der andere seine Kenntnisse im Compagniegeschäfte verwertet. Da begegnet uns die Arbeiterwelt, die genauer als jede andere den Erfolg ihrer Herren abspiegelt. Wird ohne solchen gearbeitet, so verwünscht der Naphtaarbeiter sein und seines Herrn Geschick. Tritt das Steinöl auf, so erschallt sofort die Musik im Wirtshause. Auch werden uns verschiedene Arten des Brunnengrabens vorgeführt. In der Arbeiterwelt ragen besonders Rębacz und seine Frau hervor. Seine Frau, die nur den einen Gedanken hegt, ein Gut zu besitzen, ihr Mann aber habe das Geld dazu zu liefern. Seine Anhänglichkeit an den Herrn läst ihn die Arbeiter beschwichtigen, als der Ausstand des

Lohnes sie aus dem Harnisch bringt. Er arbeitet fleißig, weil ihn auch die Hoffnung beseelt, in zehn Jahren Herr von Koprzywnica zu werden.

Diese Art von Bildern und Typen ist in jeder Beziehung glänzend ausgefallen. Alle sind realistisch gehalten, aber ohne jede Beimischung von Schmutz. Der einzige Vorwurf, den man dem Verfasser machen könnte, ist, dass er die Verhältnisse allzusehr Grau in Grau gemalt hat, ohne uns durch sympathische Gestalten zu entschädigen. Denn diejenigen von ihnen, die hier auftreten, sind bloß skizziert, nicht ausgeführt. Bei der Zeichnung der höheren Gesellschaft, besonders der Frauenwelt hat er düstere Farben nicht gespart. Er hat sie von der lächerlichen Seite allein angefasst. Doch auch die übrigen Figuren wurden in kein günstiges Licht gestellt. Dadurch gewann der Roman einen zu satirischen Anstrich, wenn man auch bei der Beobachtung der hier vorgeführten Welt sich der Satire nicht enthalten kann. Es wird durch diesen Roman der Spruch des Geologen Szajnocha, Universitätsprofessors in Krakau, bestätigt: „In der Geschichte der Civilisation gibt es wenige Episoden, die mit der galizischen Behandlung der Naphtaindustrie sich messen könnten; was Galizien nur thun konnte, um diesen Zweig der Bergindustrie im Keime zu ersticken, das hat es rühmlichst und mit Erfolg gethan." Statt der Hebung des nationalen Reichthums und der Civilisation sehen wir nur verarmte Eigenthümer der Schächte, eine größere Menge von Wirtshäusern und Gerichten in der Nähe der Gegenden, die Steinöl enthalten — kurz und gut, vollständigen Ruin.

Drohobycz.

Dr. Witold Barewicz.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

An einen Kastanienbaum, der im Herbst blühte.

Von Ernst Rauscher.

Klagenfurt.

Mitten sieh! im Kranz entlaubter Bäume
Schmückst Du Dich mit frischem, jungem Grün,
Hegst, wo alles altert, Frühlingsträume,
Wagst, wo alles rings verwelkt, zu blühn.

Hoch erstaunt zu Deinem reichen Prangen
Hebt der Wanderer den Blick hinan,
Aber keiner, der da kommt gegangen,
Theilt im Herzen Deinen schönen Wahn.

Jugend, Schönheit, Glaube, Hoffnung schwanden
Längst schon aus der Welt, der kalten, ja:
Unter Deinesgleichen unverstanden
Als ein Wunder stehst Du einsam da.

In der Großstadt.

Von Demselben.

Diese Hast, o Himmel, diese Eile,
Dass Euch schier kein Athem übrig bleibt!
Ist es Noth, Vergnügen, Langeweile,
Was Euch also drängt und vorwärts treibt?

Nur gemach, nicht gar zu rasch gegangen,
Zügelt Euern ungeduld'gen Trieb!
Werdet alle an das Ziel gelangen,
An das letzte — früher als Euch lieb.

❦

Auf der Margareteninsel.[1])

Von Oskar Andreas.

Wien.

Hier hemm' den Schritt, lass Deine Blicke schweifen
Durch dieses Eilands dufterfüllten Raum —
Du bist verwirrt und kannst den grünen Traum
Von so viel Frühlingsglück auf einmal kaum begreifen!
Und größ're Wunder sollen Dir noch reifen,
Denn oberhalb, verdeckt von Busch und Baum,
Stürzt eines Springquells kochend heißer Schaum
Vom Fels herab in grünlichweißen Streifen.
Eiland voll Grün! Naturgewalt'ger Wille
Hat Dich dem Strome in den Schoß gelegt:
Du gleichst dem Weibe, das in hehrer Stille
Uns liebevoll am treuen Busen hegt,
Doch auch dem Weibe, das uns Wunden schlägt,
Sprengt Leidenschaft des keuschen Busens Hülle.

❦

Nicht im Glanz des Sonnenscheines
Prangt sie heute mir entgegen:
Unaufhörlich quillt der Regen
Durch das Dach des stillen Haines.
Und ein wunderbares feines
Zittern läuft auf allen Wegen,
Gleich als pocht' mit leisen Schlägen
Leben durch das Herz des Steines.
Alle Töne sind verklungen,
Wie in Thränen schwimmt das Eiland,
Und der Strom hält es umschlungen,
Und er tröstet es wie weiland . . .
Grüne Insel, Hoffnungsfreiland,
Wann auch hab' ich durchgerungen?

❦

[1]) Budapest.

In heißer Mittagsschwüle liegt
Die Insel wie verschlafen,
Ein müd geword'ner Dampfer kriecht
Mit schrillem Pfiff zum Hafen.
Doch bringt er keinen Passagier,
Es ist die träge Stunde,
Da wagt im weiten Waldrevier
Kein Vogelflug die Runde.
Da wirkt nur überm grünen Klee
Und zwischen Birk' und Weide
Geheimnisvoll die Sommerfee
An ihrem Strahlenkleide.
Da geht ein müder Sommerhauch
Einschläfernd durch die Räume:
Er weht mich an, mich schläfert auch —
Ich lieg' am Strand und träume.

❦

Es rauscht in den Wogen,
Es murmelt im Ried,
Vom Strom kommt gezogen
Das uralte Lied:
　Erst geben, dann nehmen,
　Erst Lust und dann Noth,
　Erst Wachsen, dann Welken,
　Erst Leben, dann Tod!
Vom Strom kommt geklungen
Das uralte Lied:
　Der Tod ist bezwungen,
　Das Leben erblüht!
　Die Blüten wird erben
　Ein neues Geschlecht —
　Vergiss Du Dein Sterben,
　Dein Leben hat recht!

❦

Des letzten Dampfers Licht verschwand,
Nun sind wir von der Welt geschieden,
Friedfertig ruht das Inselland,
Und meine Seele trinkt den Frieden.
Am Himmelsdom zu Häupten ziehn
Der Sterne ungezählte Heere,
Ein großes Lieben scheint ihr Glühn,

Lichtinseln sind's im Weltenmeere.
Jenseits des Wassers ragt der Kranz
Der weinbeschwerten Ofner Berge,
Die Villen drauf im Lichterglanz
Erscheinen winzig wie die Zwerge.
Südwärts zur Stadt schlägt durch den Strom
Die Brücke ihre stolzen Bogen,
Und unterhalb sind bis zum Dom
Lichtreihn am Ufer hingezogen.
Dort liegt die Stadt und athmet schwer,
Ein wüster Alp drückt ihre Glieder —
Mir aber strahlt das Sternenheer
Den Frieden in die Brust hernieder!

In stiller Stunde.

Von Heinrich Hege.

Pola.

Seele, schreite fern und einsam
Auf den Pfaden, die entlegen,
Nicht mit Tausenden gemeinsam
Auf den breit getret'nen Wegen!

Wirst Du auch auf Deinem Pfade
Aus dem Alltagslärm verschwinden,
Läßt Dich doch der Gott der Gnade
Noch den Weggenossen finden.

Spruch.

Von Caspar Speckbacher.

Obermieming in Tirol.

Fremder Tadel schmerzt wohl sehr,
Aber eigener noch mehr:
Sich das Urtheil selbst zu sprechen,
Über sich den Stab zu brechen.

Böhmische Skizzen.

In freier Übertragung von Dr. Guido Alexis.

I.

„Das nimmt man nicht so!"

Von Ignaz Hermann.[1])

Es war ein schöner heißer Sonntag — eigentlich schon Abend, so lind, so ruhig, wie sie gegen Ende des Frühjahres zu sein pflegen. Langsamen Schrittes und etwas ermüdet kehrten die Prager, die gleich nach dem Mittagessen sei es zu Fuß, sei es mit der Eisenbahn einen Ausflug in die Šárka, in den Stern, nach Rostok gemacht oder sich an irgendeinem Vergnügungsorte außerhalb der Ringmauern gütlich gethan hatten, scharenweise in die Stadt zurück, so dass die Gassen und Gässchen, in denen sich am Nachmittag nur einige Gassenbuben herumgetrieben hatten, allmählich laut und lauter wurden von dem Getöse zahlloser Schritte, von dem Geplauder der Ausflügler, vom Gelächter hier, von schwerem Kichern dort. Der Staub, der bis gegen Abend ruhig auf dem Pflaster gelegen, wirbelte unter den Füßen der Fußgänger und den Röcken der Frauenzimmer in die Höhe, flog ihnen um die verschwitzten Gesichter herum, drang ihnen in den Mund, in die Nasen und Augen, reizte diese zum Thränen, jene zum Niesen und die trockenen Kehlen zu einer Anfeuchtung, zu der sie hier und dort ein Wirtshausgarten mit seinen Plätzchen unter Akazien oder Kastanien oder einem Oleander freundlich genug einlud. Die Sonne war schon untergegangen, aus dem reinen tiefblauen Firmament glitzerten mehr und mehr Sterne herab, diese himmlischen Kibitze, die vorwitzig über die Achsel ins Glas gucken und sich ohne Eintrittsgeld die Productionen singender und perorierender Künstler mit anschauen und anhören.

So war es auch in einem Brauhausgarten am Poříč, wo eine Sängergesellschaft ein verehrtes heiteres und schwatzhaftes Publicum seit 5 Uhr nachmittags zu unterhalten beflissen war und sich schier heiser gekrächzt hatte, so dass sie einer ausgiebigen Leibesstärkung bedurfte, um den Abendgästen, die jetzt zahlreich hereinströmten, eine Probe ihrer Unterhaltungsgabe bieten zu können. Den Gartenraum erhellten Gasflammen, aber nicht besonders stark, die entfernteren Winkel waren in anheimelndes Düster gehüllt, und an einem solchen Plätzchen, etwas weit von der lauten Gesellschaft, saß an einem einsamen Tische ein junges Paar.

Der Bursche war in schwarzem Festtagsgewande, nett, reinlich, aber ohne feinen Schnitt, wie es so einem Landschneider aus den Händen kam, einem Anzuge, eckig und bauschig zugleich, der ebensogut für jeden

---

[1]) To se tak nebere! Kresba dle modelů (Z Pražských zákoutí. Praze, F. Topič 1889, str. 33—45).

anderen und für keinen recht genug paßte; um den Hals wand sich ein Atlastuch von schreiendem Grün. Sein grober Hut lag vor ihm auf dem Tisch, seine etwas wirren Haare klebten ihm an der schweißigen Stirn. Es war ihm heiß, nicht bloß von der glühend durchwärmten Luft sondern auch von einer eigenen inneren Aufregung. Er neigte sich fortwährend zu seiner Nachbarin, flüsterte ihr Fragen zu und sog ihre maulfaulen Antworten so gierig ein, als ob sie über sein Leben entscheiden sollten. Und wenn er zeitweilig mit seinen schwieligen, abgearbeiteten Fingern zum Bierglas griff, führte er es erst ihr zum Munde und überließ es ihren Händen, mit denen sie es wie im Halbschlaf ergriff, als ob sie wollte und nicht wollte. Der Bursche überströmte von warmem verliebten Gefühl, dessen er kaum mächtig war, das Mädel saß da wie ein Klotz, mit verschlungenen Händen, mit einem Blick ohne Ausdruck und hörte dem Geplauder des jungen Menschen wie im Traume zu.

Sie trug ein leichtes, etwas ausgeschnittenes Kattunkleid von weiß und roth gewürfeltem Stoffe; die Schnalle ihrer schwarzen Mantille war aufgeknöpft, die Mantille selbst hieng zerknittert zwischen ihrem Oberleib und der Rücklehne der Bank. Ihre Frisur war etwas zerzaust, und die gestutzten vorderen Schichten ihres brennrothen Haares hiengen fast bis zu den Augen herab. Eine gemachte beschmutzte Blume über dem linken Ohr war halb zerfetzt und hieng so lose in der Frisur, dass sie bei der leisesten Bewegung des Kopfes zitterte, als ob sie schon herunterfallen wollte. Ihr Gesicht war breit, platt, über die weiten, dünnen Lippen erhob sich eine Stumpfnase. Ihre Augen, weder ausgesprochen grau noch grün, bewegten sich so träge, als ob sie jeden Augenblick einschlummern wollten, weilenweise zeigten sie ein Feuer, das keinen angenehmen Eindruck machte. Diese sonderbaren Augen blickten unfreundlich, widerwillig, aber unser Bursche versenkte sich in sie; er verstand es nicht, in Weiberaugen zu lesen, Leute seines Schlages lernen es bis zu ihrem Lebensende nicht. Die Wangen des Mädchens waren von Sommersprossen befleckt, und unter ihren Augen, unter der Unterlippe und am Halse unter dem Kinn trat der Schweiß hervor, den sie von Zeit zu Zeit mit ihrem durchnässten Sacktuche abwischte. Sie war ungefähr 20 Jahre alt, er etwa 25. Sie war Auflegerin in einer Druckerei, er Schlossergeselle.

Der junge Mann ergriff sein Glas, trank es aus und klopfte dem Kellner, es von neuem zu füllen. Als das frische Glas vor ihn hingestellt war, erhob er es und führte es wieder zu den Lippen seiner Nachbarin; jeder erste Trunk gehörte ihr. Darauf zog er seine Uhr heraus, sah nach der Zeit und sagte zu ihr:

„Katinka, sie werden Euch nicht ausschelten zuhause, nicht wahr? Es ist erst halb zehn."

Das Mädchen wischte sich mit großer Trägheit den Schweiß vom Gesichte und antwortete:

„Wer soll mich ausschelten? Der Alte ist im Wirtshaus, die Mutter ist krank, und die Schwester ist auch ausgeflogen."

„Haben sie Euch manchmal ausgezankt, wenn Ihr spät nach Hause kamt?" fragte zärtlich der Liebhaber.

Das Mädchen warf den Kopf in die Höhe, wie um Fliegen fortzujagen:

„Freilich haben sie mich manchmal ausgezankt, aber das kümmert unsereinen nicht. Das nimmt man nicht so!"

Der Bursche sah mit verliebtem Wohlgefallen auf seine Nachbarin. Alles, was sie sagte, klang ihm so lieb, so offenherzig; er neigte sich zu ihr und küsste sie. Katinka blieb unbeweglich, und als er seinen Mund entfernte, fuhr sie mit dem Sacktuch über ihre Lippen. Der Bursche rückte ihr näher und fragte sie halblaut:

„Katinka, habt Ihr mich doch ein wenig lieb, ja?"

Sie antwortete nicht gleich, dann sagte sie:

„No freilich!"

„Recht sehr, Katinka?" drängte der Liebhaber.

„Genug," antwortete das Mädchen.

Man schwieg eine Weile. Endlich ermannte sich der junge Mann zu der Frage, für die er sich den ganzen Abend vorbereitet hatte:

„Aber bevor Ihr mit mir gegangen seid, habe ich Euch oft mit jenem Schwarz gesehen, der in Eurer Druckerei bei der Maschine war. Den habt Ihr nicht mehr lieb?"

Das Mädchen heftete auf den Frager einen trägen Blick und sagte dann gedehnt:

„Ich gehe nicht mehr mit ihm."

„Aber Ihr hattet ihn lieb, sehr lieb?" fragte der Verliebte weiter.

„Das nimmt man nicht so! Allein konnte ich nicht ins Wirtshaus gehen. Auch hat er ja schon lang eine andere..."

Abermals eine Pause. Der Bursche spielte eine Weile mit dem Zipfel ihrer Mantille und holte ein paarmal tief Athem. Endlich ließ er den Zipfel fahren, nahm aus dem Munde den schon lange ausgeglommenen Cigarrenstumpf und neigte sich zu dem Mädchen: „Schaut, Katinka, das quält mich so sehr, dass ich gerade jetzt aus Prag fort muss zu einem Bau und Euch nicht haben werde." Dann nahm er einen Anlauf und fügte bei: „Und Ihr werdet mit einem anderen gehen, was?"

Der Mund des Mädchens öffnete sich zu einem Gähnen; nachdem sie dieses Geschäft abgethan, blickte sie über die Achsel ihres Nachbars irgendwohin ins Weite und sagte:

„O nein — 's wird ja niemand um mich kommen!"

Für den jungen Mann hatten nur die Worte „O nein!" einen Wert, den Nachsatz beachtete er nicht. Gleichwohl hatte er noch eine Sorge.

„Ich werde vielleicht zwei Monate ausbleiben. Werdet Ihr mich nicht vergessen?"

„Zwei Monate!?" fragte langsam das Mädchen, als ob sie erwöge, ob sie durch diese lange Zeit vergessen werde oder nicht. „Früher kommt Ihr nicht zurück?"

„Früher nicht, Katinka! Wir haben Arbeit an drei Orten, überall zu schlossern genug, wir werden unser fünf sein."

„Werdet Ihr draußen viel verdienen?"

„Genug; aber viel geht auch auf; Ihr könnt Euch denken, draußen in der Hitze...“

„Und kommt Ihr dann gewiss wieder nach Prag zurück?“

„Wie werde ich denn nicht wieder kommen, da ich Euch hier habe!“ betheuerte der junge Mann mit Wärme.

„Aber dort werden Mädchen sein, draußen,“ sagte Katinka wie im Schlafe.

„Für mich keines, Katinka, das könnt Ihr Euch denken!“

„Das nimmt man nicht so!“ schloss das Mädchen das Gespräch und fuhr mit ihrem Sacktuch über den Mund, als ob sie ein neues Gähnen unterdrücken wollte...

Sie tranken aus, erhoben sich; das Mädchen ordnete sich ein wenig ihren etwas zerdrückten Anzug, und sie verließen den Garten. Sie giengen über den Poříč gegen die Bischofsgasse, dann durch enge Gässchen in das Viertel von St. Peter, nah bei den Mühlen, wo es still und einsam war. Vor einem niedrigen, breiten Hause verabschiedeten sie sich, der Liebhaber bedeckte das sommerfleckige Gesicht des Mädchens mit Küssen, und Katinka gieng in das Haus durch den Schank neben dem Hausthor, wo noch Lichter brannten und einige heisere Stimmen sich hörbar machten.

Der Schlosser wandte sich aus dem Gässchen gegen die lange Gasse, wo er wohnte. Er gieng langsam, lässig, als wolle er den stillen, vergnügten Abend noch länger genießen. Er nahm den Hut vom Kopf und wischte sich mit seinem bunten Sacktuch die Stirn. Der Frühling gieng zuende, es war eine schwüle Juninacht, und in seinem Inneren brannte das Feuer der Liebe.

Die Erinnerung an den heutigen Abend sollte ihm für lange zwei Monate herhalten, ehe er nach Prag zurückkehren und seine Katinka wieder umarmen würde.

❦

Es war wieder ein Sonntag, ein später Nachmittag, da unser Schlosser aus der langen Gasse in die grauen abgelegenen Gassen des Viertels von St. Peter einlenkte. Er schritt diesmal schneller aus als an jenem Abend, wo er von Katinka Abschied genommen hatte. Er war vor ungefähr einer Stunde auf der Eisenbahn heimgekehrt und sehnte sich nach ihr, nach seiner Katinka, mit der er am Vorabend seines Scheidens von Prag einen so seligen Abend verbracht hatte.

Aber heute sah es vom Himmelsgewölbe nicht so freundlich herab wie an jenem Frühlingstage, heute war die Luft nicht von einem so warmen Hauch erfüllt wie damals. Das blaue Firmament war vom Aufgang bis zum Niedergang, von Nord nach Süd von einem dichten Grau verhängt, unbeweglich, undurchdringlich, keinem Strahl der Sonne Durchlass gewährend. Die Luft war scharf, nasskalt; sie wehte bereits über Stoppelfelder, und gerade dieser Sonntag war der erste jener Tage, wo wir es empfinden, wie die schöne Jahreszeit allgemach schwindet, wie der Herbst anrückt.

Doch unser Liebhaber merkte nichts von all dem. Er lebte nur einzig in dem Gedanken, wie Katinka überrascht sein werde, wenn er unerwartet vor ihr erscheine, wie freudig er sie in die Arme fassen, wie er sich ihr mit dem namhaften Ersparnis von seinem Lohn rühmen und sie heute endlich einmal fragen werde, wann sie denn meine, dass sie Hochzeit machen könnten.

In solchen Gedanken näherte er sich dem Ziele seiner Wanderung und bog in das Seitengässchen ein, wo das niedrige, breite Haus mit der Schankstube nächst dem Thore stand. Ob sie wohl in ihrer Wohnung sein wird? Denn er hatte ihr nicht angezeigt, dass er heute kommen werde. Es überlief ihn kalt bei dem Gedanken, dass er sie nicht träfe, dass er den ganzen übrigen Theil des heutigen Tages ohne sie zubringen müsste, verlassen, ohne Kenntnis, wo er sie finden könnte. Und wie um diese unliebsame Möglichkeit so lang als thunlich von sich fernzuhalten, verzögerte er seine Schritte.

Die schrillen Töne einer Zugharmonika drangen in sein Ohr, und je näher er kam, desto deutlicher wurde das Gequieke des kreischenden Instrumentes, vermischt mit den wirren Lauten männlicher und weiblicher, heiserer und krächzender, gellender und johlender Stimmen. Der Schlosser erkannte bald, dass sie aus dem Schank des Hauses kamen, wo seine Katinka wohnte.

Er hätte sich Stille und Frieden gewünscht, um nicht in seinen verliebten Träumereien gestört zu werden, und jetzt begrüßte ihn der Lärm einer wohl trunkenen Gesellschaft, die um jeden Preis einen lustigen Sonntag haben wollte. Sonst war das Gässchen fast still und menschenleer. Hier trieb sich ein Bübchen herum, vor den Thoren der niedrigen Häuser standen kleine Mädchen mit Püppchen in den Armen und wiegten ihre hölzernen Pfleglinge. Dort sah das verdrießliche, runzliche Gesicht einer Alten heraus, oder es zeigte sich eine weibliche Gestalt in Hemd und Unterrock, die sich schnell in die Einfahrt zurückzog. Es war noch nicht spät am Tage, und schon schien sich alles zum Schlafe zu rüsten. Nur vor dem Bierschank lungerte ein Haufen halberwachsener Burschen, von denen zwei oder drei der keckften durch die Glasthüre in das Innere guckten.

Der Schlosser eilte vorwärts, an dem Schank vorbei, ohne einen Blick hineinzuwerfen, und trat unter das Thor. Er holte freier Athem, als er die ersten Stufen der holperigen Stiege betrat, denn hier glaubte er sich geborgen — noch einen Augenblick, und er ist vor seiner Katinka.

Er betrat die obere Flur, schritt zur Thüre ihrer Wohnung, klopfte schüchtern an — keine Antwort. Er versuchte die Klinke — die Thüre war verschlossen. Er klopfte stärker — alles stumm. Es war niemand zuhause!

Er blieb einen Augenblick unschlüssig stehen, er wusste nicht, was er anfangen sollte. Dann machte er kehrt und stieg hinab. Er gedachte in der Einfahrt so lange zu warten, bis von den Hausleuten jemand erschiene, bis Katinka wohl selbst käme. Er trat zeitweise unter das Thor, blickte nach rechts und nach links, ob wer nahe. Zuletzt barg

er sich in das Halbdunkel des zugemachten einen Flügels des Hausthores und lehnte sich an die Wand. Wie lange wird er warten müssen!

Tiefer im Thorweg gieng die Schankthüre zeitweise auf und zu. Es war dieselbe Thüre, durch welche Katinka zu kommen pflegte, wenn das Hausthor bereits geschlossen war. Es traten dort abwechselnd männliche und weibliche Gestalten heraus und kehrten nach einer Weile zurück. Diese Leutchen summten und trillerten vor sich hin und waren augenscheinlich in der heitersten Laune. Der Schlosser merkte nicht weiter auf sie; wenn gleichwohl sein Blick auf sie fiel, merkte er an den Männern, dass ihr Gang nicht ganz sicher war. Die Leute waren betrunken, jetzt, da es noch am hellen Tage war. Er sehnte sich nach Katinka, die Bangigkeit, deren er sich nicht erwehren konnte, drückte ihn mehr und mehr.

Und auf einmal, da er wieder auf die Gasse hinaus sah, vernahm er hinter sich von der Schankthüre her Gekicher aus Frauenkehlen. Er wandte sich um und sah die Gestalten dreier Mädchen, die auf ihn wiesen. Sie verschwanden wieder im Inneren der Schenke und brachen, als sich die Thüre hinter ihnen schloss, in lautes Gelächter aus. Der kurze Blick, den er auf sie geworfen, war genug, ihn zu überzeugen, dass sie alle geputzt waren, eine von ihnen ganz weiß gekleidet, dass sie Leibchen mit kurzen Ärmeln hatten, dass sie im Haar oder am Busen Sträußchen aus Rosmarin oder Myrten hatten.

Also wohl eine Hochzeit in dem Schank, fuhr es ihm durch den Sinn, und er war schnell entschlossen, nicht länger zu warten; diese Ausbrüche von Lustigkeit stimmten nicht zu der ernsten Stimmung fürs Innere. Er wandte sich zum Gehen. Da knarrte die Thüre von neuem, und hinter ihm ließen sich weibliche Schritte und das Rauschen eines Kleides vernehmen. Er kehrte sich um und blieb vor Überraschung wie angeschmiedet stehen: vor ihm stand Katinka in festtäglichem Anzug, vom Kopf bis zu den Füßen ein weißes Kleid, obwohl schon etwas zerknittert, ihr röthliches Haar von einem halbverwelkten, zerzausten, auf einer Seite etwas herabhangenden Myrtenkranz durchflochten, ihr sommersprossiges Antlitz glühend, ihre bis zum Ellbogen entblößten Arme stark geröthet.

„Das seid Ihr, Aloys?" fragte sie den Liebhaber, der noch keines Wortes mächtig war. „Auf wen wartet Ihr?"

„Ei nun, Du lieber Himmel, auf Euch, Katinka! Was gibt's denn heute hier?"

„Hier? In der Schenke? Eine Hochzeit!"

„Und Ihr seid eine der Kranzeljungfern?"

Katinka wischte sich mit dem Spitzentuch ihr Kinn und antwortete ausdruckslos:

„Es ist meine Hochzeit!"

„Katinka!" rief Aloys, mehr brachte er nicht heraus. Es schnürte ihm die Kehle zu, er fühlte, dass ihm die Stimme versagen würde, wenn er noch einen Laut hervorbringen wollte. Er sah auf das Frauenzimmer vor ihm wie auf ein sonderbares Ding, das er nicht begriff, es war ihm, als ob die ganze Thorfahrt sich mit ihm drehte. Zuletzt überwand

er seine Erregung. „Aber um des Himmels willen, Ihr habt doch gesagt, dass Ihr mich liebhabt, Ihr habt doch auf mich warten sollen…“

„Aber ich bitte Euch,“ antwortete Katinka in ihrer lässigen Weise, „das nimmt man nicht so! Der Schwarz hat einen guten Platz bekommen — so kam er wieder und drängte…“

Da Aloys keine Antwort gab, lud sie ihn ein: „Kommt, setzt Euch zu uns in den Schank, neben mich, hier zieht es!“ Es fröstelte sie in ihrem leichten durchschwitzten Anzug.

Aloys stand da, ein Bild des Erbarmens, der Boden zitterte unter ihm, er war keiner Bewegung fähig, er rührte sich nicht vom Platze, als von rückwärts eine rohe Stimme ertönte:

„Nun, Kati, hast Du solcher Pflastertreter nicht genug gehabt, solang Du ledig warst? Willst Du etwa heute von neuem anfangen…“

Die junge Frau drehte sich um und lief zur Thüre. Aloys konnte noch sehen, wie Schwarz seinen Arm erhob und auf seine Geliebte fallen ließ und sie in die Schenke hineinstieß, wie Schwarz hinter ihr hineinschritt und mit lautem Getös die Thüre hinter sich zuschlug…

Er schwankte zur Thorfahrt hinaus und gieng auf die andere Seite der Gasse, um nicht an der Schenke vorbei zu müssen, wo nach dem Wiedererscheinen der beiden Eheleute ein heftiger Streit entstand. Der rohe Schwarz überschüttete sein Weib mit einer Flut gemeiner Schimpfworte, weil er sie im Verdacht hatte, dass sie mit ihrem ehemaligen Liebhaber ein Stelldichein verabredet habe. Für die von Haus aus maulfaule Frau antwortete mit kreischender Stimme ihre Mutter, der alte Hausdrache.

Unserem Aloys war es, als ob die ganze Gasse mit Hohnlachen auf ihn blickte.

Es war mittlerweile Abend geworden, hie und da wurde es in den Fenstern lichthell, hinter den zugezogenen ärmlichen Vorhängen bewegten sich Schatten; der Wind pfiff schärfer, und der Schlosser schwankte durch die halbdunklen Gässchen, ohne zu wissen wohin, während seine Hand in der Tasche das silberne Herzchen zerquetschte, das er als Halszier seiner Geliebten hatte geben wollen.

Das Firmament dunkelte und senkte sich zur Erde, als ob es sie erdrücken wollte.

Und im Inneren des Schlossers blieb von allem, was er erfahren, nichts als der Nachhall der Worte Katinkas: „Das nimmt man nicht so!“

❦

Berichtigung.

In der Doppelnummer 4—5 des 16. Bandes gibt die Besprechung der Franz Groder'schen „Märchen für Jung und Alt“ infolge eines lapsus calami die Anzahl derselben mit fünfundzwanzig an, während das Buch thatsächlich deren sechzig enthält — für welches Versehen wir um gütige Nachsicht bitten. Die Red.

Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.
K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.